



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

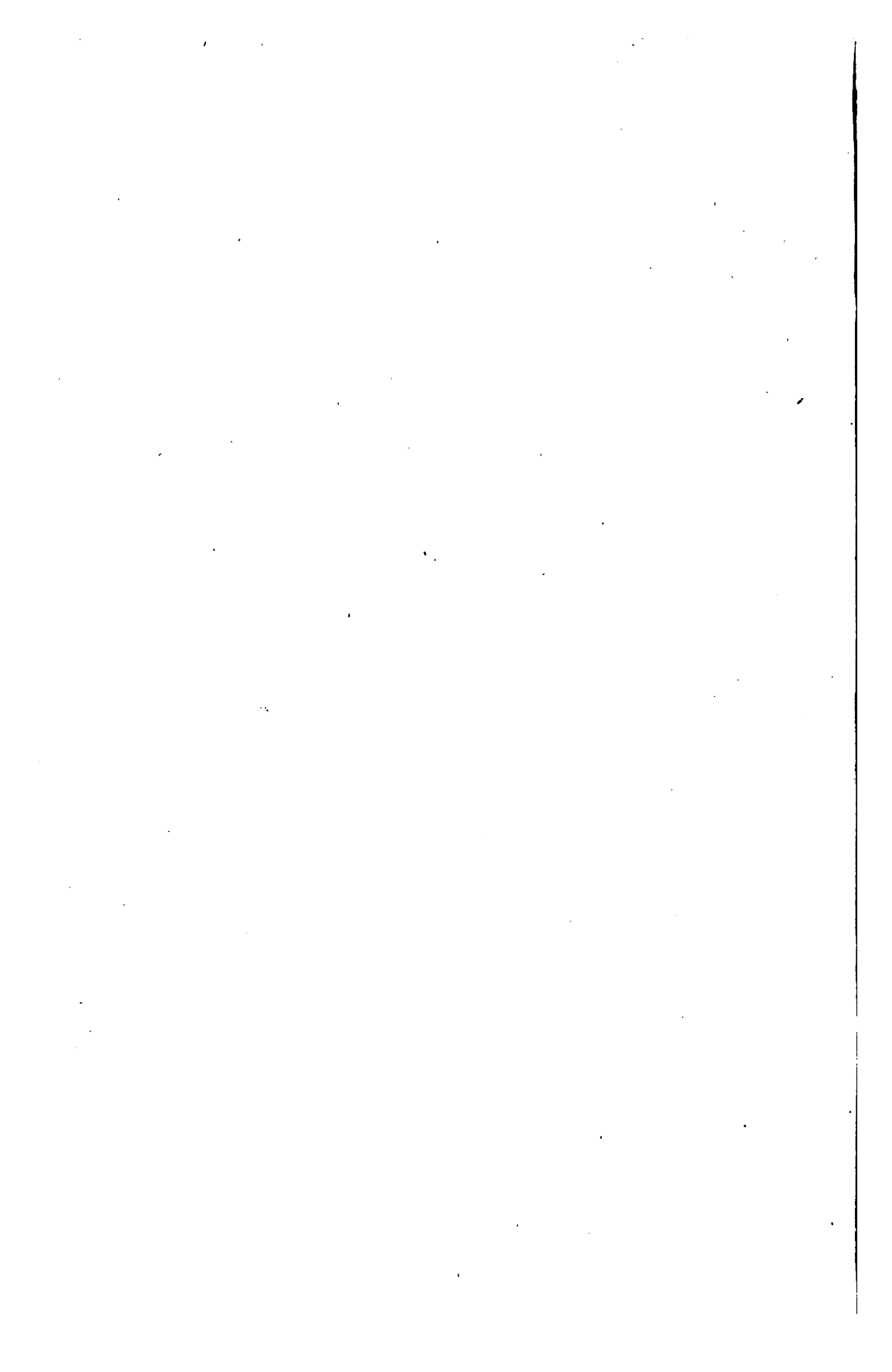
## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

E68990



181



*Der österreichische*  
**Didactiker Peter Suchenwirt,**  
**sein Leben und seine Werke,**

besprochen von

**Franz Kratochwil,**  
Professor der deutschen Sprache am k. k. Ober-Gymnasium zu Krems.

(Separatabdruck aus dem Jahresberichte des k. k. Obergymnasiums zu Krems 1871.)

---

KREMS, 1871.

Druck von Max Pammer.

*ee* MF74

LB175  
S9K7



1871.  
Grafsmüller

Boh

## Der österreichische Didactiker Peter Suchenwirt, sein Leben und seine Werke.

---

Mit dem Aussterben des Babenbergischen Fürstenhauses in der Mitte des 13. Jahrhunderts beginnt in Österreich wie im übrigen Deutschland der hundertjährige Glanz vaterländischer Dichtkunst zu erlöschen. Kein Eschenbach oder Liechtenstein tritt mehr auf, und jedes folgende Jahrzehend verflüchtigte immer sichtbarer den ehemaligen Geist der Blüthezeit unserer Poesie. Das Land hat seinen Frieden auf lange Jahre verloren, und auch ins Reich der Poesie greift mit zerstörender Hand jener Zwiespalt und der offene Krieg; daher treffen wir auch in diesem Zeitraume nur wenige Männer, die uns in irgend einer Hinsicht an eine mehr poetische Vorzeit mahnen. Da der Zeitgeist schon ein ganz prosaischer geworden, so fällt der Dichter des 14. und 15. Jahrhunderts immer wieder in den klagenden Ton zurück, und nicht mehr will er das Gefühl ansprechen, sondern nur Rath ertheilen, lehren und bessern. Unter diesen Didactikern sind unstrittig die bedeutendsten Heinrich der Teichner und Peter Suchenwirt. [Schottky, Wiener Jahrb. 1. Anzeigebblatt pag. 26.] Die beiden Dichter vermissten nicht die verdiente Anerkennung; aber erst unserer Zeit war es vorbehalten, ihnen das längst geschuldete Denkmal zu setzen. Heinrich der Teichner fand dieses in Th. v. Karajan's Abhandlung



„Über Heinrich den Teichner“, einer vorzugsweise biographischen Schrift; Peter Suchenwirt in der Ausgabe seiner Werke durch Al. Primmser. Dennoch dünkt es mich, als mangle diesen Denkmalen noch die passende Inschrift, und diese wenigstens für Suchenwirt zu liefern, zu zeigen, was er als Dichter gewesen, und in wieferne er auf dieses auszeichnende Prädicat Anspruch hat, ist die Aufgabe gegenwärtiger Abhandlung.

Nicht gelöst wäre jedoch dieses Thema, würde nicht auch auf die Sprache, das Werkzeug mit dem er so vieles geschaffen, entsprechende Rücksicht genommen werden; und da die Lebensschicksale eines Dichters mit seinen schriftstellerischen Leistungen in engerer oder weiterer Beziehung stehen, oder doch Anhaltspunkte für deren Beurtheilung oftmals darbieten, so will ich vorher eine biographische Skizze des Dichters, so weit hiezu die Mittel reichen, zu geben versuchen.

Bei dem Bestreben, ein Bild von des Dichters Leben zu entwerfen, sind wir fast lediglich auf seine Gedichte angewiesen. Die Ausbeute jedoch, die wir zu heben hoffen, ist eine geringe; nicht einmal das Geburts- und Sterbejahr ist uns bekannt. Zum Glücke enthalten unseres Meisters Gedichte eine grosse Anzahl historischer Daten, welche chronologisch bestimmt sind und sichere Anhaltspunkte für des Dichters **Lebenszeit** gewähren.

So kann die Rede 2 „Von der kaiserin von Paiern“, Margaretha, der Gemahlin des Kaisers Ludwig, nicht vor dem 23. Juni 1356, dem Sterbetage Margaretha's, gedichtet sein, weil darin ihr Tod beklagt wird; aus demselben Gruude die Rede 3 nicht vor 1358, dem Todesjahre Herzog Albrechts II. von Österreich, die Rede 14 „Von hern Friedreichen dem Chreuzpeck“ nicht vor 1360; die Rede 7 „Von purgráf Albrechten von Nurnberc“ nicht vor dem 3. April 1361; die Rede 8 „Von her Pirkarten Ellerbach dem alten“ nicht vor 1369 u. s. w. In mehreren Gedichten weist er durch ausdrückliche Angabe der Jahreszahl der geschilderten Begebenheit auf die Zeit der Abfassung hin; so in 4:

dâ man von Christ gepurt verwâr  
zalt dreizehen hundert jâr  
und uber sibenzig jâr darnâch,  
in dem sibenden daz geschâch,  
daz sich huob von Ôsterreich  
herzog Albrecht tugentleich. V. 1—6.

Und in 35 „Von zwei Pæbsten“ sagt er V. 85 fg.  
 dâ man von Christ gepurd fürbâr  
 der jâr zalt dreuzehnhundert,  
 darnâch daz acht und sibensikst jâr  
 uns laider hât gesundert,  
 dâ starb ein kaiser und ein pâbst. u. s. w.

In der Rede „Von fünf fürsten“ 20.<sup>33</sup> fg. gibt er die Jahreszahl 1386 an, in R. 37 „von der fürsten krieg und von des reiches steten“ nennt er zum Schluss V. 105 fg. die Zahl 1387, in „den Râthen des Aristoteles“ 38.<sup>3,5</sup> fg. als Zeit der Abfassung das Jahr 1394.

Noch ins folgende Jahr können wir seine dichterische Thätigkeit verfolgen, in dem Gedichte 5, welches den am 29. August 1395 verstorbenen Herzog Albrecht III. von Österreich beklagt. Ich habe hier nur von 11 Gedichten die Zeitbestimmung angegeben; unschwer wäre diess bei einigen andern historischen Gedichten mit Sicherheit, bei den meisten Lehrgedichten mit grosser Wahrscheinlichkeit zu thun. Denn abweichend von der in Primisser's Ausgabe durchgeführten Anordnung, den Ehrenreden die andern geschichtlichen, diesen die allegorischen, lehrhaften und geistlichen Reden, endlich die scherzhaften Gedichte und Reimkünste folgen zu lassen, zeigt die Sinzendorf-Thurn'sche Handschrift, welche sich durch die Sprachform, durch Sorgfalt im Versbau wie in den Reimen als der Zeit des Dichters sehr nahe ankündigt, die Anordnung, in welcher Suchenwirt seine Gedichte verfasst hat, eine Ordnung, die durch die aus den Gedichten selbst sich ergebenden Zeitbestimmungen vollkommen bestätigt erscheint. [Darüber Primisser XLV—LII, sowie über die andern bei der Ausgabe benützten Handschriften.] Wir werden daher dem Fingerzeige der Handschrift folgend, die Rede 6, welche den 1335 verstorbenen Herzog Heinrich von Kärnthen zum Gegenstande hat, mit Beruhigung in die Jahre 1361—1367 setzen können; denn diese Zahlen bezeichnen die Entstehungszeit von Rede 7 und 15, zwischen denen nebst mehreren andern Gedichten auch die Rede 6 in der genannten Handschrift steht. Wir sind aber auch in diesem Fall der sehr unwahrscheinlichen Behauptung überhoben, Suchenwirt's poetische Thätigkeit in die Jahre 1335—1395 einen Zeitraum von 60 Jahren, zu setzen. Suchenwirt hätte dann doch wenigstens als Jüngling von ungefähr 20 Jahren jene Rede abgefasst, in der er ein hervorragendes

Menschenleben einer ausgedehnten Betrachtung unterzieht und in Vergleich mit seiner Umgebung setzt, in der er die Chamäleons-gesinnung so vieler Fürsten seiner Zeit bloss legt, Ritter und Knappen einer scharfen Kritik unterwirft und endlich zu dem trostlosen Urtheile gelangt, dass es von Jahr zu Jahr schlechter werde, (V. 60. fg., 97 fg.) wer mit Ehren leben wolle, möge das bebauen, was ihm sein Vater hinterlassen. Das wäre ein Jüngling von sonderbarer Geistesanlage! So spricht ein gereifter Mann, der tüchtige Menschenkenntnisse gewonnen und reiche Erfahrung gesammelt hat, und nicht ein Jüngling, dessen Herz der Welt warm entgegen schlägt. Vielmehr weist die obige Zeitbestimmung Suchenwirt's dichterischer Thätigkeit die Jahre 1356—1395, also einen Zeitraum von ungefähr 37 Jahren an. Setzen wir den wahrscheinlichen Fall Suchenwirt habe sich als ein Mann in den Dreissigern der Poesie in die Arme geworfen, so dürfte er ungefähr zwischen 1320—1330 geboren und als Siebenziger am Ende des 14. Jahrhunderts, oder im günstigen Fall, zu Beginn des 15. Jahrhunderts gestorben sein.

Dass Suchenwirt bejährt war, deutet er selbst im „Freund-sinn“ 43 an, wenn er V. 21 fg. sagt:

„mein lieb daz kêrt mir den nack,  
daz macht mir mein grâber part;“

und im „Äquivocum“ 44. fg.:

„gewer mich unbesinnten man,  
wes ich dich, lieber her [Gott] pitt;  
ich hân auf erden kurze pit\*)  
was ie meinem leben zam,  
daz was der sêl widerpart,  
dô von sô grâbet mir den part.“

Suchenwirt erreichte also ein hohes Alter, und gehörte seiner dichterischen Thätigkeit nach der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts an. Es war diess aber eine Zeit, in der die edle, reine Hofsprache bereits verklungen und die Mundarten die volle Herrschaft sich errungen hatten. Ein Blick in Suchenwirt's Gedichte verschafft uns diese Überzeugung. Dass aber diese Mundart, in welcher der Dichter seine Gedichte abfasste, die **österreichische** sei, werde ich bei Besprechung der dichterischen Form des Breiteren auseinandersetzen.

\*) Mittelhochd. Wörterb. I. pag. 147 a [fernerhin mit „M. W.“ angeführt]  
lîte stf. das Harren, es hat sich also das î verkürzt.

Führt uns demnach Suchenwirt's Sprache nach Österreich, als in seine Helmath, so spricht dafür nicht minder überzeugend der Inhalt vieler seiner Gedichte.

In „der Minne slâf“ 30, einem sehr launigen Gedichte, will die Minne, erwacht von einem 10jährigen Schlafe, ein Turnier ausschreiben, zu dem

„hundert ritter, hundert knecht  
wol nâch ritterlichem recht“ (V. 151)

erscheinen sollten, und ausser

„Vrou Vênus und Vrou Kupidô (!)  
zwei hundert schoener vrowen,“

deren schönste dem besten Ritter

„ein pluenden kranz von rôsen rôt“

dem besten Knecht „ein schapel gruen“

als Auszeichnung überreichen soll. Frau Minne mit ihrem Geleite benötigt aber einen Knappen,

„dem unterscheid der wappen  
wær mit namen wol bekant.  
der solt verkunden in di lant  
den turnai in deu Vreudenau (V. 169.)

Darauf beehrt Frau Ehre das Hinderniss und sagt:

„Vrou, sô nemt den Suechenwiert,  
der red mit worten schön flôriert,  
den findet man in Oesterreich  
pei den fürsten tugentreich“ (V. 177.)

Dass Suchenwirt das beabsichtigte Turnier in die Freudenau, einen in der Nähe von Wien zum Prater gehörigen grossen Wiesenplatz verlegt, wo noch heut zu Tage alljährlich Wettrennen stattfinden, ist keineswegs so zufällig. Ebenso wird niemand, der die beiden letzten Verse genau erwägt, behaupten, es sei damit nur gesagt, dass Suchenwirt sich zur Zeit, als das Turnier stattfinden sollte, in Österreich aufhielt, sonst aber in anderen Ländern: da müsste im Verse ein nû vorkommen. Im Gegentheil werden wir, alles Gezwungene vermeidend, die beiden Verse in ihrer absoluten Allgemeinheit auffassen müssen, in dem Sinne: „Der ist bei den wackeren Fürsten Österreichs zu Hause.“ Freilich wissen wir nicht die Namen all der Fürsten, an deren Höfen er lebte; aber einer ist aufbewahrt, der des österreichischen Herzogs Albrecht III. An seinem Hofe zu Wien lebte Suchenwirt; von Wien aus begleitete er

den Herzog auf seinem Preussenzuge nach Lithauen und wieder zurück in seine Residenz. (4.,, fg.)

Abweichend von seiner Gewohnheit führt uns Suchenwirt in dem schönen Gedichte 3, worin er dem 1358 verstorbenen österreichischen Herzoge Albrecht dem Lahmen einen Nachruf widmet, nicht dessen einzelne Thaten auf, sondern gibt uns hier ein getreues Bild dieser edlen Seele, welches er nur durch eigene Anschauung, durch längeres Verweilen in Wien gewonnen haben kann. Dasselbe gilt auch von der Trauerrede um Herzog Albrecht III., seinen freundlichen Gönner, worin er als dessen grösstes Verdienst hervorhebt,

„daz er die hohen schuol herprächt  
hât zu deutschen landen  
gên Wienn in die werden stat,  
der man hât lob und êre,  
daz manig grôzer maister hât  
bewært mit weiser lêre. (5.,,)

Könnte ein Nicht-Österreicher eine so warme, herzlich theilnehmende Sprache führen, als Suchenwirt am Schlusse des Gedichtes (5.,,), da er mit scharfem Blick von Albrecht's Sohn und seinen Neffen spricht? Nur ein geborner Österreicher, der durch längeres Verweilen an dem herzoglichen Hofe mit dessen Vorzügen und Schattenseiten genau bekannt war, der mit des Volkes Wol und Wehe steht und fällt, konnte sich in so patriotischer, wenn gleich offener und ungeschminkter Sprache, wie Suchenwirt in der Rede „Von dem ungelt“ 27, im „getreuen rât“ 33, und „von der fürsten teilung“ 34 an die österreichischen Herzoge wenden, deren Familienverhältnisse er mit rührender Ergebenheit und vorsorgender Aufmerksamkeit nicht minder wie des Vaterlandes Wol verfolgte (33.,,). Wer sieht nicht den Österreicher in Suchenwirt, wenn er dessen Schilderung der Sempacher Schlacht (in 20.,, fg.) vergleicht mit der schweizerischen Darstellung des Halbsuter? Und überdiess seine Ehrenreden! Die Helden, zu deren Ruhm und Preis ihrer grossen Thaten er so oft die Lobesposaune ertönen liess, stammen grösstentheils aus Österreich, sei es aus dem Erzherzogtume, oder aus den damals zur österreichischen Krone gehörigen Ländern; so die beiden Ellerbach, Ulrich von Pfannberg, Herdegen von Pettau, Ulrich von Walse, Friedrich von Chreuzpeck und andere. Selbst wo diess nicht der Fall ist, wie bei Herzog von Kärnthen und

Burggrafen Albrecht von Nürnberg walten gewisse Beziehungen zum österreichischen Hofe, (bei ersterem seine Parteiname für Albrecht I. und Friedrich den Schönen bei der Kaiserwahl, bei letzterem nachfolgende Verwandtschaft.) Wieviel Suchenwirt darin gelobt, gleichviel Anlass zu Tadel boten im die Fehler seiner Zeit. Ueber die Geldwirtschaft am österreichischen Hofe spricht er seine Meinung im „Pfenning“ 29.<sup>110</sup> unverholen aus. In dem oben citierten Gedichte „der Minne slâf“ lässt er diese sagen, sie habe gelesen, es sei an 4 Orten jeden Jahres turniert worden :

„zu Wienn und zu der Newnstat,  
zu Egenburc, zu Steyre,  
die halden nû die veire  
alze lang, des wundert mich“ 30.<sup>187</sup>.

Die Erklärung dieser Erscheinung, es sei an die Stelle der Rittersitte leider Feigheit, Geiz, Lug und Trug und Hass getreten, bezieht sich sicher auf Österreich; und in dem allegorischen Gedichte „von der Minne“ 23, in dem die Frauen Minne, Stäte und Gerechtigkeit ihre tief bekümmerten Herzen einander eröffnen, aber von Suchenwirt belauscht werden, spricht die Minne zu ihm :

„hâstû vernomen des jâmers pein,  
sô tuoz durch den willen mein  
und mach es offenlichen kund  
den edeln hie ze maniger stund  
daz seu vor schanden hûeten sich“ 23.<sup>117</sup>.

Dass hier, wie in den andern genannten Gedichten, österreichische Zustände berührt werden, steht ausser Zweifel. —

Wir sind daher zu dem Schlusse berechtigt, dass auch in anderen Gedichten, wie in 24, 25, 28 u. a., in denen der Dichter die sittlichen Gebrechen seiner Zeit offen legt und schonungslos geisselt, Österreich die Basis bilde.

So zeigt uns also auch der Inhalt Suchenwirt als einen Österreicher, der, wenn auch nicht immer, doch meistens sich zu Wien aufhielt. Diess bestätigen auch Herzog Albrecht's III. Worte aus einer Urkunde vom Jahre 1386: „und geben in (den Karmelitern) auch mit kraft diess Briefs die nachgeschriebnen Hauser, des ersten Hanns des Pauleins Haus, darnach Peters des Suchenwirt Haus . . . , die all um das Kloster gelegen sind, und etleich auf den Hof stössent.“ (Fischers Brevis notitia Urbis Vindobonensis pag. 117.) Unser Suchenwirt erscheint also hier als Hausbesitzer am „Hofe“

zu Wien, an der Stelle des heutigen Hof-Kriegsgebäudes. Er sowol als die übrigen genannten Hauseigentümer scheinen ihre Häuser dem Herzoge verkauft zu haben, der sie sammt dem Münzhofe den Karmelitern zum Baue eines Klosters und einer Kirche durch obige Urkunde schenkte.\*)

Dass Suchenwirt nicht immer in Wien verblieb, brachte sein **Stand** mit sich. Er war ein fahrender Dichter. Sein **Name**, den er oftmals, aber immer ohne die Prädicate „her“ oder „meister“, namentlich gegen den Schluss hin, in seine Gedichte verwebt (4.<sup>370</sup>; 5.<sup>151</sup>; 20.<sup>203</sup>; 36.<sup>83</sup>; 37.<sup>113</sup>; 38.<sup>331</sup>; 41.<sup>24</sup> und 1526 u. s. w. u. s. w.), führt uns schon darauf. Dass er ihn nicht von seinen **Eltern**, über deren Namen und Beschäftigung wir völlig im Dunkeln bleiben, überkommen, sondern von seiner Lebensweise angenommen, wie „Lobdenfrumen, Sorgnit, Irrgang, Wunnsam, Suochensinn,“ leidet keinen Zweifel. (Wackernagl's Literaturgeschichte pag. 118 und Note 19; Wackernagel in Pfeiffers Germania V. pag. 300.) Auf seinen Pseudonamen scheint er doch selbst anzuspielden, wenn er in dem Quodlibet 45 V. 107 sagt:

„mir sagt ein ofen wol gesmiert,  
ich hiez dâvon nicht Suechenwiert,  
daz ich nindert vinden kan  
ein heun, die maistert zwelf han,  
daz si ir legten aier.“

Er besuchte also die Burgen der Edlen, welchen er seine Gedichte und Reden vortrug. Das Wesen dieser fahrenden Leute, zu welchen auch Spielleute, Mimen, Wahrsager und Looswerfer gerechnet werden, schildert Suchenwirt selbst an mehreren Orten. So im „neuen rât“ 22., fg.

„ich reit eins tags nâch meiner nar,  
als ich noch suech durch das jâr  
die pidiben herren manigvalt.

Am Ende dieser Rede V. 215 fg. spricht ihn der Klausner an:

„Lieber Suechenwirt,  
rât den edlen, wâ dû pist,

\*) Vergl. zu dem über Suchenwirts Heimat gewonnenen Resultate Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter pag. 250 u. 251 von Ottokar Lorenz. Der verehrte Herausgeber lässt zwar die Frage, ob Suchenwirt von Geburt ein Oesterreicher war, offen, da sie mit absoluter Gewissheit nicht beantwortet werden könne, neigt sich aber zur Ansicht, Suchenwirt sei von anderswo nach Oesterreich eingewandert.

daz si vor der sünden list  
 sich hüteten innicleich durch got,  
 sô macht dû nemen sunder spot  
 dein nar von iren handen,  
 worauf er erwidert:

„daz tuon ich willicleich.“

Und in der Rede „vom Pfennig“ 29.<sup>1</sup>—<sup>19</sup> äussert er sich folgendermassen:

„Ich rait allein in fremdeu lant,  
 daz ich den edeln würd bekant.  
 durch nôtdurft meines leibs nar  
 nam ich der pideben herren war,  
 als gerndem orden wol anzimpt,  
 der durch got, durich êre nimpt  
 und kunst beschaidenleichen phligt,  
 der pideben herren êre wigt  
 für die pœsen wirdicleich.“

Befragt vom Pfennig, wer er sei, spricht er:

„Ich nim durich êr guot und pin ze recht ein gernder man.“ V. 22.

Diese gewiss klar sprechenden Stellen geben uns vollständig Aufschluss über Suchenwirts **Stand** und **Vermögensverhältnisse**, sowie bedeutsame Winke über Auffassung seines Berufes und des Verhältnisses seiner selbst zu andern seinesgleichen; gewiss aber gehörte Suchenwirt zu jener besonderen Klasse von Dichtern, die zugleich Herolde oder deren Gehilfen waren, und deren besondere Angelegenheit es war, die Unterschiede, Visierung und Blasnierung der Wappen auszulegen, auch wol gereimte Wappenbeschreibungen zu verfassen. (Primisser XIII.) Suchenwirt nennt diese Leute „knappen von den wappen, di von den wappen tichtens pflegen.“ (7.<sup>12</sup>). Als solchem lag ihm ob, beim Einschreiben der Turniere zugegen zu sein, das Turnier sowie die Turnierrechte und Gesetze auszurufen, und dergleichen höhere oder niedere Dienste, je nach der Stufe (Boten, Läufer, Persewanten und Herolde), die er etwa einnahm, zu versehen. Suchenwirt erzählt einmal, es seien die beiden Könige von Böhmen und Ungarn nach Preussen gezogen, und mit ihnen viele Böhmen und Ungarn, viele junge Helden, Fürsten und Grafen, „der namen hoert man kreyen von den eralden, persewant.“ Darum begleitete auch er den Herzog Albrecht III. auf seiner Ritterfahrt nach Preussen, die er als Augenzeuge so um



ständig beschreibt. Da war es, als der Herzog Herolde und „gernde leute“ mit vollen Händen beschenkte. „Got vergeltz, sagt der Dichter, mir ward mein tail, daz mich sein noch genüeget wol.“ 4.<sub>139</sub> fg.

Nicht ohne Ursache senden daher die Frauen Ehre und Minne da sie ein Turnier wollen ausrufen lassen, zu Suchenwirt als einem Knappen, „dem unterschaid der wappen wær mit namen wol bekant“ 30.<sub>169</sub>. Die Erwähnung der vier Orte, an denen in Österreich alle Jahre Turniere abgehalten wurden, das umfangreiche Lob, der bis ins kleinste Detail specialisierte Nutzen der Turniere (30.<sub>187</sub> fg., 111 fg.) weisen wieder auf diesen Stand. Aber nur von einem Wappenkundigen konnten die mit allen heraldischen Kunstwörtern ausgestatteten Beschreibungen der Wappen am Ende vieler seiner Gedichte gegeben werden. —

Ähnliche Verbindungen des Dichters und Herolds in einer Person waren auch späterhin nicht so selten; so erscheint der Zeitgenosse Pütrich's von Reicherzhausen, Johann von Holland, der als Herold die Turniere in Reimen schilderte; und noch im vorigen Jahrhunderte soll der Hofpoet zu Dresden ein Heroldskleid getragen haben. (Primisser XIV.)

Kein Wunder also, wenn Suchenwirt mit dem gesammten Adel in vertrauter Bekanntschaft stand. Wie hätte er seine Helden geschichten mit der Ausführlichkeit, mit der genauen Angabe der Orte, auch entfernter Länder, und meist auch in richtiger Zeitfolge verfassen können, hätten ihn nicht Angaben der Edeln und ihrer Freunde dabei geleitet?

So sagt er selbst unter vielen andern in der Rede auf Ulrich von Pfannberg 11.<sub>320</sub>: „sô laider mær gehôrt ich nie von keinem herren meine tag;“ in 14.<sub>135</sub>: „als ich vernom,“ und später V. 312: „wer nicht gelauben wel, der vrâg die pesten ritter, die nû leben;“ gewis, hätte er seinen Stoff nicht überkommen, er würde sich ebenso, wie in Rede 4 als Augenzeugen dargestellt haben. In den Râthen des Aristoteles nennt er einen Fürsten, der ihm den Stoff vermittelt hat, 38.<sub>339</sub>.

Diess sowie die oben angeführten Beschäftigungen, welche mit dem Heroldsdienste verbunden waren, Sprache und Versbau seiner Gedichte, besonders aber die beiden Reimkünste 43 und 44 sagen uns, dass Suchenwirt des **Lesens** und **Schreibens** kundig war; bezüglich des ersteren haben wir ein Zeugniß aus seinem

Munde selbst. Er schildert einmal (25.<sup>36</sup> fg.) ein Zelt und kommt auf die daselbst angebrachten Sprüche von der Minne folgendermassen zu sprechen:

„der ich ain tail zu deutsche las,  
auch maniger mir unkundig was  
von vranzois, von lateine.“

Suchenwirt verstand also weder französische noch lateinische Sprache, was er bezüglich der letzteren auch an einer andern Stelle wiederholt:

„die hailig schrift ist mir unkunt,  
ich kan laider nicht latein;  
dâ von ist meiner künste schrein  
mit meisterschefte nicht geziert,  
daz klag ich Peter Suechenwiert  
oft und dick zu maniger stunt.  
got dank' vil maniges priester munt,  
der mir mit stewer zu helf kam,  
der aus bewärten puochen nam  
die hailig schrift und mir di gab,  
daz ich di red vollendet hab  
zu lob der magt von Engellant.“ 41.<sup>1523</sup> fg.

Unser Dichter besass also keine gelehrte **Bildung**, was mit obigen Stellen, in welchen wir Suchenwirt als Fahrenden erblicken, zusammen gehalten, noch mehr bestätigt, dass seine Eltern unbeeidelt waren, und er vom Haus aus arm war. Auch in seinen schönsten Jahren besass er kein Vermögen, und erst im gereiften Mannesalter konnte er sich einen festen Herd in Wien gründen und wahrscheinlich ruhig einer gesicherten Lebensexistenz entgegenblicken. Suchenwirt scheiterte aber an diesen, tüchtigen Köpfen nur zu oft entgegenstehenden Klippen keineswegs. Wenn auch nicht gelehrte Bildung, wenigstens eine tüchtige Erziehung scheint Suchenwirt vom Haus aus als Aussteuer ins Leben mitgebracht zu haben, und als ein strebsamer Mann, unterstützt von Edeln und Grossen, gefördert von manchem guten Priester, hat er redlich mit unverdrossenem Fleisse die Lücken seines Wissens ausgefüllt, und was das Glück ihm entzog, durch eigene Thatkraft nach besten Kräften ersetzt. Wir dürfen demnach in der letzt citierten Stelle den Satz „die hailig schrift ist mir unkunt“ durchaus nicht in dem Sinne auffassen, als fehlte ihm die Kenntniss der heiligen Schrift,

im Gegentheile, das ganze Gedicht von den 7 Freuden Mariens (41), nicht minder seine andern geistlichen Reden zeigen, dass Suchenwirt, wenn auch mit fremder Beihilfe, sich eine ausgebreitete, sichere Bibelkenntniss erworben und diese mit Verständniss durchdrungen sich in den Kirchenvätern, wie Augustin, Hieronymus, Isidor, Dionys, Anselm tüchtig umgesehen und seinen Glauben mit seinem Denken in dauerndes Einvernemen zu setzen gesucht hat.

Dieses Gedicht von den sieben Freuden Mariens zeigt uns aber auch Suchenwirt vertraut mit den Werken älterer Dichter. Konrad von Würzburg ist ihm ein leuchtendes Vorbild, seine goldene Schmiede ein unerreichbares Muster.

„Nû hât man sein nicht krefte“ ruft er aus,  
 „als vor mit maisterschefte  
 von Wierzpuorc maister Kuonrât,  
 der wirdicleich gepreiset hat,  
 Mariâ, muoter unde mait,  
 seins herzen smitt was dir berait,  
 darin er warchte wirdicleich  
 geticht aus klârm golde reich,  
 darin gesmelzet und vergraben  
 saphîr, rubîn schön erhaben,  
 als deinem lob mit êrn zam.  
 er saz in spæher fûnde krâm,  
 bestreut mit pluomen unde klê.  
 der alten und der neuen ê  
 graif er mit kûnsten in den munt  
 und ticht auz seines herzen grunt  
 di spæhen sprûch durchflôriert.“ 41., fg.

Ob aus der Stelle „ein guote pleien tuechscher paut zu Ezelburg den sal,“ 45., auf Kenntniss der Nibelungen (Holzmann Str. 1406 u. 1857) zu schliessen sei, lasse ich dahingestellt.—Wigamur kannte er sicher, den er sogar zur Schilderung weiblicher Schönheit wörtlich benützt, (25.<sup>160</sup> — 170<sup>173</sup> und 174<sup>181</sup> und 182 = Wigamur 4943, 50 b., deutsche Gedichte des Mittelalters von von der Hagen und Büsching b, 1.) Bekanntschaft mit Wolfram von Eschenbach zeigen 2 Stellen; einmal 31.<sup>189</sup>, dann an einer grösseren, wichtigen Stelle 10.<sup>78</sup>, fg., worauf wir noch später zu sprechen kommen werden.

Suchenwirt besass so viele Kenntnisse, als überhaupt irgend ein Laie seiner Zeit. Gewiss wäre hier noch manches nachzutragen über Suchenwirt's geschichtliche und geographische und naturgeschichtliche Kenntnisse, über Äusserungen bezugs des Jagd- (Primisser XXXI.) und Kriegswesens (Primisser XXXV.), über seine socialen Anschauungen und gesellschaftliche Bildung; doch erscheint mir der Hintergrund hinlänglich reich belebt, und ich bin daher Willens, manchen versäunten Pinselstrich, betreffend Suchenwirt's Bildung und wichtigere Lebensmomente, wie seine Freundschaft zu Teichner, gelegentlich anzubringen, nun aber zur Zeichnung des Suchenwirt'schen Bildes, des Dichters, heranzutreten, wobei sich uns auch Lichtblicke in seinen sittlichen Character eröffnen werden.

Der Geist gewisser Menschen gleicht einem Samen, der, man weiss nicht wie, oft in das ungünstigste Erdreich gelegt, dennoch siegreich den mageren Boden durchbricht, durch wucherndes Unkraut mächtig emporstrebt, und als Pflanze von ungeahnter Schönheit die Bewunderung Aller erregt. Das Genie zersprengt die Fesseln der Alltagswelt, nicht althergebrachte Gewohnheit in Denken und Fühlen und Leben gängelt solchen Geist: er wählt sich eigene Bahnen, welche nur wenige ahnen, und, wohin zu gelangen, die Menschheit Jahrhunderte hätte bedurft, eilt er voraus, allein, in flüchtiger Stunde! Doch nicht zu häufig sind solche Erscheinungen. Ueber manchem Haupte fliesst des Füllhorns Segen minder reich, und ein solches Individuum wird die Eindrücke seiner umgebenden Welt im höheren Grade auf sich wirken lassen. In solchem Sinne kann man — und man hat es von manchen Freiheitssängern z. B. gesagt, wol behaupten: „Die Ereignisse und Umstände machen den Dichter.“ Auch Suchenwirt, weit entfernt, seiner Zeit voranzueilen, wandelt mit ihr, zum Theil sogar mit zurückgewandten Blicken. Denn für ihn gibt es ausser Gott und Maria keinen würdigeren Gegenstand der Dichtung als das Rittertum in seiner sinkenden Grösse. Diesem wie in materieller, so in poetischer Beziehung ein Herold zu sein, und als Mentor seines Jahrhunderts die sittlichen Gebrechen zu bannen, die Sitten seiner Zeit denen der ritterlichen Blütheperiode conform zu machen, betrachtet er als Aufgabe seiner dichterischen Thätigkeit, und diess durchzieht als rother Faden sein ganzes Wirken.

Dem Rittertum hat Suchenwirt über  $\frac{1}{3}$  seiner Gedichte (18 unter 47, das „Würfelspiel“ mitgerechnet) gewidmet, und diese

biographisch-historischen **Ehrenreden** (so kann man sie füglich nennen) bilden einen sehr charakteristischen Theil seiner Werke. Sie sind Denkmale, wahren Rittern, vorzugsweise österreichischen Edeln, gesetzt, welche dem Ideal des Rittertums mit Erfolg nachgestrebt. Er erzählt deren Thaten sowol in einheimischen als auswärtigen Kriegen; er führt uns dabei in alle damals bekannten Länder der Erde: es gibt beinahe kein Land von der Strasse von Gibraltar bis Babylon und Indien, welches nicht von ihm erwähnt wurde; er erinnert uns an alle bedeutenderen geschichtlichen Ereignisse, die sich im 14. Jahrhunderte zutrugen, und es sind seine Darstellungen hiedurch nicht nur für Geschichte, sondern auch für die Geographie jener Zeit höchst merkwürdig.

In sehr gleichmässiger Form setzt er diese Denkmale seinen sehr verschiedenen Helden. Der Eingang ist jedesmal „geblümet“ mit gehobeneren Stellen allgemeinen Inhaltes, besonders mit Klagen über die Unzulänglichkeit seines Talentes. So beginnt er seine erste Rede von König Ludwig von Ungarn:

„Mit guotem willen ist berait  
 mein muot zu lieber aribait,  
 mein herz hât des willen kraft,  
 mein sin der ist auch hegehaft,  
 ze suochen spæher funde gier;  
 der kunste hort ist laider mier  
 verspart an allen orten.  
 des stên ich an ir phorten  
 und kloph als ein ellender man,  
 doch wird ich selten in gelân.  
 der hailig geist di slüzzel trait  
 zu guoter sinne innerchait.“

Und nun den h. Geist anflehend, fährt er fort:

„den pit ich, daz er mir entsliez  
 der künsten hort, daz ich geniez  
 ain tail, des ich in herzen ger;“

und sofort zeigt er uns, was er für einen Dichter als notwendig oder doch als wünschenswert erachtet:

„würd ich gewert, sô næm ich her  
 weisheit mit guoten sinnen,  
 durchleuchtig auz und innen,  
 wârhafte wart gebluomet,

mit witzten ungeruomet,  
 daz mit materge wol durchvarn,  
 ich wolt der kunste nicht ensparn,  
 ich næm ier nâch den durften mein,  
 durchlesen, leuchtig unde vein“ . . . .

und nun fleht er noch einmal den h. Geist um seine Hilfe an, denn — und diess ist der Übergang zur eigentlichen Rede — er will reiches Lobes Kleid wirken dem, der sich von Jugend hat bewahrt vor jedem Tadel der Schande, u. s. w. 1.-10.

Diese Stelle ist mehr weniger Prototyp für sämtliche Eingänge seiner Ehrenreden, geringe Abweichungen ungerechnet. So klagt er in Rede 2 Marien den Tod Margaretha's, der Gemahlin des Kaisers Ludwig; oder der Tod selbst gibt ihm den Stoff zur Einleitung, so dass sich der Übergang wie von selbst findet, so in der Rede 6 auf Herzog Heinrich von Kärnthen:

„Ach, grimmicleiches tôdes âcht,  
 wie dein gewalt und auch dein macht  
 die edlen nidervellet!  
 wie hôch si sint gesellet  
 dem adel und auch der gepurt,  
 die muezen waten deinen furt,  
 wie tief er ist des smerzen.  
 Dù schönst nicht vreundes scherzen  
 noch wunne bernder langer tag,  
 dû gibst nâch vreuden lange klag . . . .  
 man sicht vor zarten weiben  
 ligen stolze helde tôd,  
 dû schônest nicht ir münde rôd,  
 der liepleich kussen tausentvalt  
 tuot heldes herz an vreuden balt;  
 dû schönst nicht weizer arme planc,  
 wie lieb von liebes umbevanc  
 gedrucket wirt an liebes prust;  
 dû leschest vreud und die gelust.  
 dein strenges wê wirt manigem sawer,  
 dû pist ein laider nâchgepawer.  
 ach tôd! wem dû ze hause kumst,  
 des vreuden dû sô lutzel vrumst,  
 wie grôzes gnot, wie muotes reich,

ez hilfet laider allez geleich  
 gên deinem strengen werben . . . .  
 des walte got, der wäre Krist,  
 der sein doch gar gewaltig ist,  
 des ist daz leben und der tôt,“

und nun beginnt er seine Klage um den Helden. 6.<sub>1-26</sub>, ebenso 12.<sub>1-23</sub>, 10.<sub>10</sub> fg. u. s. w.

Oder er schildert den Mai, und sagt, er wisse einen Ritter, dessen Herz und Gemüt den Ritterorden weit besser ziere, als der Mai den Anger und die Haide mit seinem Thau, 9.<sub>1-39</sub>. In der Rede 11 gelangt er auf einem Spaziergange zu dem Grabmale seines Helden. — In der Klage um Chreuzpeck 14 wendet er sich in einer Apostrophe an Österreich, das nun den verloren hat, der ihm zum Glücke geboren war.

„Sein lob ist lang, sein nennen prait,  
 daz hât sein ritterliche hant  
 erworben in manigem lant:  
 wie unde wô, daz tuon ich kunt  
 mit worten hie zu dieser stunt“ (V. 1—14),

und nun hat er den richtigen Paukenton des Lobes gefunden. — Zuweilen, als ob er sich im Kreise seiner Zuhörer befände, wendet er sich an die Edeln und Ritter, an die Knappen von den Wappen mit der Bitte um geneigtes Gehör, und wie (7.<sub>1-19</sub>) er hiebei nicht der „rôten munde“ vergisst, so appelliert er auch an andern Orten (10.<sub>16</sub> fg.) an die „zarten vrawen“, seines Helden Lob „mit suezer sprüche wort zu lenken“, da er um ihres Preises wegen Leib und Leben hinopfert. Und obgleich er in 13 schon wieder auf den Tod, den rauhen Mann,

„der niemen will zu vreunden hân  
 noch ritterschaft geniezen lân“ (12.<sub>13</sub>)

zu sprechen kommt, muss er denn doch zuvor seine Klage bei den „rôten munden“ (ein bei Suchenwirt häufig wiederkehrender Ausdruck\*) anbringen, 13.<sub>22</sub>.

\*) Wenn J. V. Zingerle in Pfeiffers Germania IX. pag. 402 und 403 sagt, der Ausdruck „rôter munt“ in der Bedeutung „zartes rosiges Mädchen“ finde sich auch bei Suchenwirt zweimal, so ist diese Zahlangabe unrichtig; schon die hier angezogenen Stellen widersprechen derselben, diese liessen sich aber noch auch aus Suchenwirts Gedichten sehr bedeutend vermehren.

So die Ein- und Übergänge dieser Reden. So abweichend sie auch scheinen mögen, die Klage über seine Unkunst betont er in allen. (Rede 2 und Rede 4, welche jedes Einganges entbehrt, bilden eine Ausnahme.) Dieses Thema variiert er in allen Tonarten. Vergisst er es in der Einleitung, so schlägt er es doch später an (12.<sup>68</sup>, 6.<sup>171</sup>), oft noch vor der Wappenbeschreibung (15.<sup>191</sup>). Ja oft genügt ihm nicht einmal eine solche Erklärung, und gleichsam als fürchte er von seinem Stoffe erdrückt zu werden, unterbricht er dann an verschiedenen Orten (7.<sup>43</sup>, 6.<sup>2</sup>, 209; 10.<sup>20</sup>, 10.<sup>4</sup>, 240) seine Reden, und man muss gestehen, dass gerade einige solcher Stellen sich durch bedeutende Formvollendung oder treffende Gleichnisse auszeichnen; so wenn er sagt 13.<sup>12</sup> fg.:

„die weisen meister haben vor  
den walt der kunst durchhawen;  
so muoz ich armer pawen,  
als dem der sin vorirret ist  
und hinden nâch die schaiten list  
die weile sint verschrôten.  
ich næm von tausent lôten  
der edlen kunste ainz vor guot. Ebenso 13.<sup>1-11</sup>.

Und in einem vom Kriege genommenen Bilde sagt er 8.<sup>1</sup> fg.:

„Ô reicher sinn exempl  
daz ier meins herzen templ  
sô klain mit weisheit pildet.  
des vremdet unde wildet  
geplüemte kunst meins herzen plân  
und floidert der unkunsten van  
zu sturm auf meiner widerpart;  
ob ich dâgegen haufen schart,  
mit meiner künsten schuzze snel,  
so lenket sich in meiner kel  
di kreie nâch verluste“ u. s. w.

Einen rührenden Eindruck macht die in der Einleitung der Rede 16.<sup>1-23</sup> gegebene Selbstkritik seines pœtischen Talentes. Man sieht, es ist nicht bloss Courtoisie oder Gewohnheit, das herkömmliche zu wiederholen, stolze Bescheidenheit, unter der sich nur Aufgeblasenheit zeigt; nein, er zeigt uns das ganze Mühen und Ringen, seine Gedanken in das Gewand der Schönheit zu kleiden, aber auch den vollen Kummer, das Verzweifeln an sich und seiner



Kraft, wenn sein Ideal „getichtes maisterschaft“, statt erreicht, in nebelhafte Ferne sich geflüchtet. Aber ausdauernd, wie er einmal ist, schreckt ihn diese Sprödigkeit nicht ab, vielmehr ist sie ihm ein Sporn zu neuen Versuchen, um so den Werken edler Herren ihr Lob in gebührender Weise spenden zu können; und nun beginnt er, wie in den andern Reden mit der Erzählung der einzelnen Thaten, an welche sich, wenn von verstorbenen die Rede ist, was mit wenigen Ausnamen (1 und 4) immer der Fall ist, das Lob des Helden und die Klage um ihn anreicht. Den Schluss macht die Beschreibung des Wappens und die Empfehlung des Hingeschiedenen an die Gnade Gottes.

Vieles in diesen Ehrenreden bekundet in der That weder grosse Phantasie noch poetische Gestaltungsgabe. Diesen wunden Fleck erkannte aber Suchenwirt, wie die mitgetheilten Selbstkritiken zeigen, ganz hinlänglich. Desungeachtet bieten sie auch wie sich später zeigen wird, manches Gelungene; hierin und namentlich in der innigen Theilnahme für die von ihm gepriesenen Helden, in dem Hineinleben in die mitgetheilten Verhältnisse liegt der grösste Wert dieser Dichtungen. Nach dem harten Verdikt, das er oben (8., fg.) in jenem Bilde über sich gefällt, bedauert er, dass er arm sei an dichterischen Schätzen, aber in dem Gedanken, wer würde wol der edeln Ritterschaft die Ruhmeskränze flechten, fährt er fort:

„doch lâz ich nicht engelten  
die wolgemuote ritterschaft;  
ich peut in meines willen kraft,  
wô man ier lob schol rüemen  
flôrieren, rôsen, plüemen“ 8.<sup>20</sup>.

Dieser Aufgabe unterzieht er sich aber auch mit aller Gewissenhaftigkeit. Schon in dem aus dem 1. Gedichte citierten Eingange ist ersichtlich, dass Suchenwirt „wârhafte wa(o)rt“ als dichterischen Factor in erste Linie stellt; er betont diess öfter. So fleht er (5., fg.), es möchte Gott in seinem Herzen des h. Geistes Feuer entzünden, „daz“, wie er sagt, „ich di wôrhait tuo bekant von einem fürsten werde.“ Und in dem schon oben angezogenen Gedichte vom Burggrafen Albrecht von Nürnberg, dass uns einen nicht undeutlichen Fingerzeig gibt, dass Suchenwirt's Ehrenreden in Versammlungen von Rittern, vielleicht auch am Hofe des Fürsten selbst vom Dichter vorgetragen wurden, spricht er zu seinen Zuhörern:

„wer adel hab, der merke,  
 ob ich hie di wârhait sag,  
 von dem, den ich mit trewen klag“ (7.<sup>30</sup>.)

Daher der heisse Wunsch, seines Helden Lob ganz erschöpfen zu können, daher die treuherzige Entschuldigung, wenn er vielleicht an dem Preise seiner Thaten etwas vergessen hätte. (6.<sup>168</sup> fg.)

Diese Wahrheitsliebe hält ihn aber auch — und das ist einer seiner schönsten Züge seines Characters — vor aller Lobhudelei zurück. Nicht Jeden lobt er, nicht für Alles hat er Bewunderung feil; seine Helden haben das Lob verdient „mit willen, werken, guoter tât, in schimpf, in ernst herte. (16.<sup>22</sup>; 17.<sup>23</sup>.) Fand aber Suchenwirt etwas zu loben, so kam es aus tiefstem Herzensgrunde, und überzeugt, dass seine Worte noch lange nicht an die hohen Verdienste seiner Helden hinanreichen, nimmt er keinen Anstand, seine Helden denen Wolfram's gleich, ja sogar voran zu stellen. Waz man in alten puochen sait, ruft er aus,

„von Parzivâl, von Gâmuret,  
 von Wigulois, von Lantzulet,  
 von manigen helden guote tât,  
 her Wolfram dâ nicht schulden hat,  
 vil hundert jâr ist iz gewesen  
 vor im, er hat iz hân lesen;  
 waz ich von dem pidiwen sag . . . .  
 daz hat man oft und dick gesehen.“ (10.<sup>74</sup>.)

Diese Stelle, auf die wir schon früher verwiesen, ist nicht nur deshalb wichtig, weil sie uns nebst des Dichters Belesenheit auch seine Vertrautheit mit Wolfram's Lebensverhältnissen beweist („er hât iz hân lesen“: Wolfram konnte nicht lesen), sondern auch, weil sie uns, wenn auch versteckt, Suchenwirt's Standpunkt gegenüber der höfischen Poesie zu erkennen gibt. Es ist der der Wahrheit und Wirklichkeit gegenüber phantasievoller Erfindung und poetischer Gestaltung. Trotzdem aber sucht er seinen Heldenliedern den Anstrich der alten Rittergedichte zu geben: die ganze Darstellung, die zarte, wenn auch seltene Erwähnung der Frauen und der Minne in ritterlicher Weise, der allerseits herrschende Ton, vor allem aber die ganze **Auffassung des Rittertum's** sind sprechende Beweise, dass Suchenwirt's Poesie, von der Strömung seiner Zeit unbeirrt, in den Dichtungen seiner grossen Vorgänger wurzelte.

Der Ritterstand ist ihm die höchste weltliche Würde der Christenheit, die auch Könige erst erhalten mussten, um in den Augen der Zeitgenossen Kämpfer und Helden zum Dienste Gottes, der Frauen und der Ehre zu sein. Dieser allgemein herrschenden Ansicht zufolge vergleicht Suchenwirt treffend den Ritterstand mit Gold, während der Geburtsadel dem Silber gleich ist 4.<sup>10</sup>, 11. Ja er kennt keinen höheren Ausdruck, womit er die himmlischen Heerschaaren bezeichne, als wenn er sie „himmlische ritterschaft“ (41.<sup>43</sup>) nennt; er erinnert uns damit an die ältere Kunst, welche die Engel in schimmernder Rüstung darstellt, wie denn auch die Kirche ihnen die Benennung „militia caelestis exercitus“ zuerkennt. Selbst vom neugebornen Gottmenschen sagt der Dichter in frommer Einfalt: „hie nidert sich der degen höh“ (ebendort; Primisser XXV.)

Dem entsprechend hat er nur für den Ritterstand die auszeichnenden Prädicate „herre“ (17.<sup>34</sup>, 65 u. s. w.), „edler herre“ (7.<sup>29</sup>), „herre hochgemout“ (7.<sup>160</sup>), „stolzer herre“ (7.<sup>117</sup>), und wie vordem sind auch ihm Gott, Ehre und Minne die Motive alles ritterlichen Handelns. So sagt er von Ellerbach, dem Jungen:

„Sein edel herz mit freier kür  
im setzet stæt daz peste für  
daz er daz guot und auch den leib  
durch got, durch êr, durch raine weib  
vor gueten sachen nimmer spar.“ (9.<sup>51</sup>, auch 15.<sup>25</sup>, 16.<sup>102</sup>.)

Ganz im Geiste des 13. Jahrhunderts ist auch die Schilderung der Rittertugenden, die er in dem schon bei den Eingängen erwähnten Gedichte auf Ulricch von Pfannberg personificiert vorführt. Ein Spaziergang führt den Dichter zu einem Kloster. Ein Bruder desselben führt ihn in die Kirche; dort sieht er ein Grabmal, an dem auf der einen Seite „sechs vrawen klägelich gestellt“ auf der andern Seite 6 trauernde Ritter sassen. Suchenwirt erhält von dem freundlichen Bruder Aufklärung, dass hier ein Graf begraben liege, diese Frauen und Ritter hätten sein Ingesinde gebildet; er nennt sie ihm mit Namen, und nun beklagen sowol Frauen als Ritter einzeln ihren edeln Herrn. Die „Zucht“ spricht: „iz ist unzüchtig wort von seinem munde nie vernom, . . . er was unzüchtig siten gram“ V. 114 fg.; darauf preist die „Mäze“, dass er in Speise und Trank, Schlafen und Wachen Mass zu halten wusste, V. 122—133; die „Scham“ behauptet, dass er sich der Ungezogenheit und jeder niedrigen That schämte; die „Wahrheit“

rühmt, dass man „der wârn worte vollen guz von seinem munde hœrte“, V. 152, 153, nun versichert die „Stæte“, dass er „nicht enliez, er hielde stæet, waz er gehiez“ V. 160—164; da lässt die „Tugent“ ihren Ruf ertönen, von Kindheit habe er sie zur reinen Ehe genommen, „er was mein vriedel, ich sein traut“, V. 180. Jetzt kommt die Reihe an „Gotlieb“, der erzählt, wie sein Herr wachte, fastete, die Kirchen besuchte, den Armen Kleider und Speise gab u. s. w. V. 200—211. „Ërwart“ [ebenso wie „Mildemâr“ eine Suchenwirt angehörige Bildung, vergl. Pfeiffers *Germania* V. pag. 299] fügt dem bei, dass „sein Lob ward nie verschart durch guet, durch schatz, durch kein gewalt, er ist mit êrn worden alt“, V. 214—219 und „Getreurât“ sagt: „ze hof durch kainer miete gab wolt er dem rât nicht prechen ab“, V. 223 fg.; „Mildemâr“ hebt hervor, dass sein Herr „gegen gernde, ritter und knappen mit stæeter milde sich benam“, V. 234 fg.; „Adelger“ erteilt ihm das Lob: „er kund gar adeleichen gespârn“, V. 235; endlich macht „Manhaft“ mit der Erzählung der Kämpfe unseres Helden den Schluss.

Wie hier in diesem Lobeswettkampfe Suchenwirt sämtliche Tugenden zu einem Kranze für seines Helden Haupt zusammenflieht, so preist er diese auch einzeln an seinen Rittern. So hebt er an Albrecht III. seinen ausdauernden Gebetseifer und seine Verehrung Mariens hervor (5.<sub>31</sub>, 52.<sub>86</sub>); ebenso an Heinrich von Kärnten (6.<sub>188</sub>) und Albrecht von Nürnberg (7.<sub>193</sub>); die Empfehlung Ellerbach's des Jungen in den Schutz Marien's begründet er mit dessen wahrhaft staunenswerten Andachtsübungen (9.<sub>40</sub> fg.), die Ellerbach zu ihren Ehren verrichtete; an Chreuzpeck rühmt er das während seiner Gefangenschaft im Morgenlande gemachte Gelübde, 6 Tage in jeder Woche zu fasten bis an seinen Tod; „daz plaib gar unzebrochen von im gar sicher täggleich“ 14.<sub>192</sub>; ähnliches in 18.<sub>330</sub>.

Auf gleiche Weise lobt er auch an seinen Helden das Streben nach **Ehre**, ritterlichem Handeln um Ehrenlohn. So sagt er von König Ludwig v. Ungarn: „sorg, ungemach er manicvalt durch êre gerne leidet, 1.<sub>122</sub>. (ebenso in 3.<sub>86-99</sub>; 6.<sub>122, 161</sub>; 7.<sub>26</sub> fg.; 18.<sub>330</sub>; u. s. w.) Ausser **Gott** und der Ehre muss des Ritters Thun und Lassen die **Minne** lenken und leiten. Ihr und ihrem Dienste widmet er, wenn auch nicht häufig, beredte Worte. Der Dichter hat das ritterliche Leben an Heinrich's von Kärnthen Hofe ganz in höfischer Weise geschildert und fährt fort (6.<sub>90</sub>):

„wô si den schimpf berurten,  
 dô stuond sein muot und all sein ger,  
 wie daz man sein erfunde mêr  
 durch rôter munde lachen.  
 pei im begund nie swachen  
 vreud, hôcher muot und ritterspil,  
 der ist nû leider nicht zu vil.“

(Zu vergl. 8.<sub>100</sub>; 9.<sub>219, 220</sub> fg.; 15.<sub>215</sub>; 17.<sub>100</sub>.)

Ausdrücklich spricht er darüber in der Rede auf Ulrich von Walse: „er was, der sich der minne kund lieben mit gelimphe, er was ein überheldes kraft zu dienest reinen vrawen zart.“ 13.<sub>46</sub> fg. Wahrhaft ritterlich ist das Wort, das er dem Herzoge Leopold von Österreich vor der Schlacht bei Sempach in den Mund legt: „pezzer ist mit êren tôt, denn schentleich stân vor frawen,“ 20.<sub>99</sub>. — Nach alter Sitte erscheinen noch Ritter mit „schapel“ und „strauzenfedern“ geschmückt, welche „durch minne prunst“ in den Kampf zogen; 4.<sub>246</sub>; 6.<sub>215</sub>.

Der Inbegriff aller ritterlichen Tüchtigkeit ist die „Tugend“ (6.<sub>38</sub>); den hohen Friedensberuf des Ritters erkennend, rühmt Suchenwirt an Albrecht II. sein versöhnendes Wirken zwischen hadernnden Fürsten, 3.<sub>46</sub>, desgleichen an Albrecht III. 5.<sub>59</sub>, Leutold von Stadeck, 15.<sub>167</sub> fg. u. s. w. Herdegen von Pettau ist es, auf den sich nachfolgende schöne Worte beziehen:

„ein frideschilt, ein laitestab  
 der edel was in seiner piet  
 die reichen und die armen diet  
 kund er rechte wol befriden.  
 maniger oben unde niden  
 rait in manigez vremde lant  
 und læt mit raub und auch mit prant  
 die sein verbüesten und verhern,  
 dass kund der helt mit swerten wern.“ 12.<sub>40</sub>.

Nie vergisst er an seinen Helden, wo es sich thun lāsst, ihre Rechtspflege hervorzuheben. Ich führe nur die schönen Worte an, die er Albrechts II. trefflicher Justiz widmet, 3.<sub>106</sub>:

„Gerechtkait, dein pluendez reis  
 hat laider sich gevelbet,  
 vorkêret und vorselbet,  
 daz er ie vor mit êren truog . . . . .“

recht als ein trewer urtailsmit,  
 der nie verschriet des rechtes satz  
 durch geitikait, durch valschen schatz.“

Dasselbe preist er an Albrecht III., dessen hohe Verdienste um Hebung und Vervollständigung der Wiener Universität, wie wir bei der Heimathsbestimmung gesehen, ihm nicht entgangen sind. Selbst voll der tiefsten Achtung vor den Künsten und Wissenschaften ruft er seinem Gönner nach,<sup>1</sup>

„er het zu weishait solche gunst,  
 als ich eu wil bedeuten,  
 in frompde land und gën Pareis  
 er zu den meistern sande.  
 di in den kunsten waren weis,  
 di præcht man im zu lande, 5.<sup>91</sup> fg.

und am Ende dieser Rede begründet er seine Bitte um ein glückliches Jenseits für Albrecht damit, dass

„er het vil guoter tugent  
 und was wârhaft von jugent“ (144).

Auf letztere Eigenschaft legte er, wie an sich, so auch an Andern grosses Gewicht. So ergeht er sich in langes Lob über Albrecht den Lahmen, weil er von ihm nie meineidige Briefe gelesen, weil ihm das Herz wie der Mund war, was leider jetzt bei manchem nicht der Fall ist, der mit dem Munde Gutes spreche und es mit dem Herzen böse meint, 3.<sup>58-71</sup>. (Zu vergl. 12.<sup>58</sup>; 18.<sup>513</sup>; u. s. w.)

Suchenwirt möchte über Ludwig von Ungarn die Wahrheit sprechen, weil seine **Treue** unverrückt steht ohne Bruch, in ganzer Beständigkeit, 1.<sup>70</sup>. Wahrheit und Treue verbindet er oft, und ein Beweis, wie wol er seine Zeit verstanden, mag folgende, auch ihrer Diction nach treffliche Stelle gelten:

„scham und zucht was ie sein hort,  
 bei reinen sprûchen wære wort  
 ân valsch und ân gevære.  
 daz ist nû leider swære;  
 der fursten muot viervaldic ist:  
 hie sîeze wort, dort hinderlist,  
 hie mainen und dort wenden.  
 seit daz begund vorenden  
 der edel furste hôch geporn,

dô stach di trew ein scharfer dorn,  
 daz si laider hinken muoz.  
 Daz wolde got, wær ir sein puoz:  
 pei im dô was si gar gesunt.  
 im was daz herz alsam der munt, . . .  
 wem er mit worten icht verhiez,  
 der het der priefe guoten rât, 6.<sup>67</sup> fg.

(vergl. 8.<sup>200</sup>; 13.<sup>101</sup>; 15.<sup>188</sup>; u. s. w.)

Suchenwirt's Helden ehrten und pflegten noch **Gastfreundschaft**. Das Gedicht von Albrechts Preussenfahrt (4) ist eine Verherrlichung dieser ächt deutschen Eigenschaft.—Gastmäler und der Vorsitz dabei dienten auch dazu, um Tapferkeit und ritterliche Verdienste auszuzeichnen. Es sind diess die sogenannten „Ehrentische“ (4.<sup>15</sup>), welche mit Vertheilung von Gold und Silber verbunden waren. Unter den vielen Helden, die Suchenwirt besingt, widmet er allein Herdegen von Pettau folgende Worte:

„sein haus erstuont in vollem rât . . .  
 den kunden und den gesten,  
 den er ez wirdicleichen pôt;  
 sein kost, sein wein und auch sein prôt  
 auf seinem hof was unversait  
 und allen menigleich perait:  
 dà von sein lob hât lobes kraft,“ 12.<sup>80</sup>.

Wie diese löbliche Sitte, kam auch die von den höfischen Dichtern so oft gepriesene **Milte** mit der zunehmenden Verarmung des Adels ausser Gewohnheit. Seit Fürsten und Könige die Pflege der Dichtkunst nicht mehr unter ihre ersten Aufgaben zählten, und die Poesie, vom Throne gestürzt, allmählich dahinsiechte, begannen die Klagen über Mangel an Milde und mehrten sich in geradem Verhältnisse zum Verfälle der Kunst. Aus Suchenwirt allein liesse sich eine reichliche Blumenlese zusammenstellen; doch fehlte ihm glücklicher Weise auch nicht die Gelegenheit, uns in dieser Beziehung auch freundliche Kehrseiten an seinen Helden zu zeigen. Ich verweise nur auf den hochherzigen Act von Milde, den Herzog Albrecht III. zu Königsberg gegeben (4.<sup>93-144</sup>), den der Dichter als Augenzeuge und selbst unter den Beschenkten in vollster Behaglichkeit und Umständlichkeit erzählt, wobei er sogar, genau wie er einmal ist, die Namen der Betheilten uns überliefert. Welche Stücke er auf diese Gepflogenheit hielt, sehen wir aus der Rede 5,

welche denselben Herzog feiert; obwol er mit dichterischer Mässigung das einmal Gepriesene uns nicht wieder an seinen Helden vorführen will, kann er doch nicht umhin, seiner Milde des Breiteren (5.<sub>63</sub> fg.) rühmlichst zu gedenken, — natürlich: der Fürsten Milde war sein Lebensnerv! So vergleicht er denn Albrecht von Nürnberg wegen seiner Freigebigkeit mit dem edlen „adelar, der von im tait mit miltem muot,“ 7.<sub>34</sub> fg., vergl. 1.<sub>30</sub>; 6.<sub>106</sub>; 15.<sub>186</sub>; 16.<sub>107</sub> fg.

Und wie „wârheit und trewe,“ so verbindet er mit der „milde“ häufig die „manheit.“ Sie ist vom Ritter nicht zu trennen und muss ihm höher gehen, „wenn in dem maien tauik naz der fruchte tuot ein süezer regen,“ 6.<sub>78</sub>. Wie in diesem Vergleich Heinrich von Kärnthen, so preist er in einer der formel schönsten Stellen und einem treffenden der Waidmannskunst abgeborgten Bilde des jungen Elterbach's Tapferkeit, (10.<sub>18</sub>). Diese zu verherrlichen, hatte Suchenwirt vollauf Gelegenheit. „Damals kam der Geist des Reisens, des Wanderns über ganz Europa. Man kehrte im Leben dahin zurück, wo vor Entstehung der Kreuzzüge die Welt gestanden haben musste: einzelne Abenteurer durchfuhren alle Næhen und Fernen; Reisende besuchten die alten Welttheile; die grössten Bewegungen im Oriente und die augenscheinlichsten Gefahren konnten selbst eine Menge von Fürsten im 14. und 15. Jahrhunderte nicht von der Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zurückhalten, und die Ritterleute giengen einzeln und in grösserer Anzahl auf Kriegsunternehmungen aus“ (Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung 1. pag. 159), meistens gegen die heidnischen Lithauer und Preussen, deren Bekämpfung recht eigentlich als Tummelplatz zur Uebung der Ritter angesehen wurde. Diese Fahrten, deren Suchenwirt so oft, am ausführlichsten in dem Gedichte „von Herzog Albrecht's Ritterschaft“ (4) Erwähnung thut, geschahen durch Maria, die hehre, und zur Ausbreitung des Glaubens (15.<sub>115</sub>, 139), in der That aber waren sie nur zu oft Raub- und Brandzüge, die ohne andern Grund, als den der Eitelkeit und Zerstörungssucht unternommen, und keineswegs geeignet waren, den Heiden die Christen ehrwürdig zu machen. Sie hielten sich gewöhnlich 10 oder 12 Tage im Lande auf, Brand und Verheerung bezeichnete ihren Weg. Der allgemeine Grundsatz war, wie es hier heisst: „waz in tet wê, daz tet uns wol“ (4.<sub>789</sub>). Nachdem man viele todtgeschlagen, nahm man ihre Weiber und Kinder gefangen, manchem Weibe



ermüdend langen Reihe der Kriegszüge Chreuzpeck's? Und doch ist die Rede so eingetheilt, dass so ziemlich in die Mitte die Beschreibung der Schlacht am alten Past (Alto pascio. V. 65) zu stehen kommt, die er sehr lebendig schildert, und so unserem sinkenden Interesse zu Hilfe kommt. Es ist ergreifend zu lesen, wie Chreuzpeck sein Banner vertheidigte, bis ihm sein Ross durchstochen ward, und das Banner mit ihm sank, und er aus 15 Wunden blutend, obwol gefangen, dennoch als der Beste des Tages genannt wurde, 14.<sup>65-83</sup>; („des tags man in den pesten hiez“, 14.<sup>83</sup>; 30.<sup>163</sup> heisst es „welich ritter dâ daz beste tuot“, vergl. Pfeiffer's Germania X pag. 133 „der beste ein Bild aus dem Kampfleben“ von R. Hildebrand.)

Zu den besten Stellen in Suchenwirt's Ehrenreden gehört die gewandte Beschreibung der Schlacht von Kötse, zwischen Österreich einerseits, Böhmen und Ungarn andererseits. (15.<sup>26-93</sup>)

Meisterhaft ist die Schilderung der Schlacht von Poitiers, in der Hans von Traun das Banner trug. (18.<sup>247-323</sup>) „Dar näch,“ beginnt der Dichter, „an dem tag geschach der streit“ zwischen England und Frankreich.

„von Engellant der künig hêr  
 erpôt dem gast ein grôze êr:  
 durch seine ritterleiche gier  
 emphalich er im die panier  
 des tages mit sein selber hant.  
 sein herz der minne zunder prant,  
 dâ er die wirdikait ansach!  
 der streit ze fûezen dâ geschach.  
 der schützen haufen für sich trat.  
 niemen dâ den andern pat,  
 umb veyal nôch umb rôsen,  
 zärtleichez vreuntleich kôsen  
 mit herzenliebe, daz was auz.  
 manich helt tet als der strauz,  
 der eisen kan verslinden,  
 des maniger muost enphinden,  
 der pfeil und glæfeneisen slant,  
 daz er mit sterben überwant.  
 die her zesambe ruckten  
 und in einander druckten

kolben, hacken, scharfe swert,  
 damit vil maniger wart gewert  
 des tôdes gar ân seinen danc.  
 auf liechten hauben laut erklanc  
 der hacken sleg mit widerdôz,  
 der kreie ruofen daz was grôz;  
 die Franzois schriern: nater dam!  
 daz sprichet: unser vraw mit nam;  
 der Engelischen kreie erhal:  
 sand Jors, sand Jors! gar âne zal;  
 daz sprichet: sand Jörg, und was ir kreie.  
 dem helt wont minn und manheit pei,  
 der dâ truog in seiner hant  
 die panier des von Engellant;  
 der druckt dâ in den haufen:  
 stechen, slahen kaufen  
 dorft dâ niemen umb ein hâr,  
 er nam der veinde panier war,  
 dâ gegen drang er mit gewalt,  
 des mang Franzois sêr engalt.  
 mandleicher witz het er genuog,  
 der des küniges panier truog.  
 von Frankreich den traf er gericht  
 mit einem stich durch dâz gesicht,  
 dâ von die panier nider gie,  
 die man nimmer mêr auf lie  
 komen an ier rechte stat;  
 der helt werleiches muotes trat  
 mit den fûezen auf die stang.  
 dar nâch der künig ward gevang,  
 dâ was der streit verlorn!...“

Nun musste sich Traun zwischen den gefangenen König und den Prinzen von Wallis setzen, welche sich vor Müdigkeit auf der Walstatt niedergelassen hatten, und der Sieger verlieh ihm eine Leibrente von jährlichen 100 Mark. Der humoristische Ton, mit dem Suchenwirt über so hochwichtige Dinge sich auslässt, ist ganz dem derb kriegsmännischen Geiste seiner durch so viele Kriege und Fehden abgestumpften Zeit angemessen, und wie hier zeigt sich diese witzelnde Redeweise auch an andern Stellen. (15<sub>46-93</sub>; 4<sub>200</sub>; 9<sub>80</sub> u. s. w.)

Wie strenge nun Jemand den Massstab an Suchenwirt's Ritterdichtung anlegen mag, er muss gestehen, dass der Dichter überall die genaueste Bekanntschaft mit dem Rittertum und dessen Einrichtungen, sowie mit dessen hohem Berufe zeigt, und dass er, begeistert für diese ehrwürdige Institution, gar manche Lanze gebrochen hat. Freilich hatte er keine Ahnung, wie morsch dieses Gebäude sei; aber wie die Flamme noch einmal frisch aufflackert, um dann zu verlöschen, so gab auch das Rittertum an manchen Orten noch einmal die schönsten Lebenszeichen, und entfaltete gleich der scheidenden Sonne vor ihrem Versinken hinter die Berge noch einmal seine Majestät. Von dieser sinkenden Sonne hat uns Suchenwirt vor ihrem Verschwinden noch ein Bild bewahrt, er hat ihr die letzten freundlichen Grüsse geweiht. —

Aber mitten in dem Lobeschalle macht sich nicht selten (6.<sup>61</sup>, 12.<sup>44</sup> u. s. f.) ein schrillender Misston des Tadels bemerkbar; gleichsam der Meinung, als höbe sich seiner Helden strahlendes Bild besser ab vom schwarzen Hintergrunde, schildert er mit düsteren Farben so manche Gebrechen und Mängel. Was hier in einzelnen Zügen, das stellt er in ganzen Bildern uns dar in seinen Lehrgedichten.

Werfen wir, um vorerst wieder ein allgemeines Bild zu erhalten, einen Blick in des Dichters „Brief“ (21) „von der snæden werlde lauf“, von dem Gervinus Geschichte der deutschen Dichtung 1. pag. 158 mit Recht sagt, „dass er unter allen Stücken des Dichters seinem Talente und seinem Herzen mit die meiste Ehre mache.“

„An êrn ab, an schanden auf,  
 ist nû der werde werben.  
 vraw Êr die muoz verderben,  
 Zucht und Scham ist laider kranc,  
 Untreu hat grozen anehanc,  
 der Wârheit tuot die zunge wê . . . . .  
 Treu ist der der fuoz zuspalten,  
 daz sie muoz auf der krucken gân.  
 vraw Stæt die wolt ein salben hân,  
 ir ist daz herz unmâzen kranc,  
 Gerechtkait ê für sich drang,  
 die ist gevallen ein stiegen ab,  
 ir ist nôt, daz man sei lab;

di Milt was ê gewaltig  
 der fursten manigfaltig,  
 di ist an peiden arm lam,  
 des pin ich kargen herren gram,  
 di rechter milde sein gehaz“ (21. 36-45).

An den Höfen, fährt der Dichter fort, müsse die mannhafte Ritterschaft an der Pforte stehen, unwürdige Schmeichler und Kriecher werden eingelassen, erhalten Silber und Gold, ohne jemals wahrer Ritterschaft geneigt zu sein; vielmehr sind sie Ohrenbläser, Zwischenträger, Hofschwätzer, welche den rechtlichen Mann verdrängen. Und nun schildert er uns die Unstæte auf folgende musterhafte Weise:

„wô vreund an vreunde helfe gert,  
 dâ wirt er mit dem munt gewert;  
 vreunt, dû pist mein geporn pluot  
 peut meinem leib und meinem guot,  
 daz leg ich mit dir auf di wâg.“  
 als denn kumt der selbe tag,  
 daz man in noeten helfen soll,  
 sô kan er sich entreiden wol;  
 der ê wolt mit im sterben tôt,  
 der hulf im nicht als um ein lôt  
 und læt sich ierren kleine dinc, (21. 66-77).

Aber welch ein Entsetzen befällt den Dichter, der so oft an seinen Helden geraden, aufrichtigen Sinn hervorhebt (10. 36; 15. 180, u. s. w.) und von Ellenbach dem Alten ausdrücklich betont, dass

„durch lösen und durch smaichen  
 er kund nâch gab nicht strachen;  
 newer allain mit swertes slegen  
 hat der auzderbelte degen  
 vil manigen sêr gestrichen“ 8. 216,

als er erfährt, dass nun Ritter Simonie und Wucher treiben und den Juden in ihr Recht greifen; „daz“, so ruft er aus, „adelt nicht des swertes sêgn“ (21. 81-89), vielmehr solle der Ritter auf Feld und Reisen Witwen und Waisen schirmen, seinem Herrn dienen, Gott lieben und den guten Frauen wol sprechen (90-100.) Doch

„maniger stellt nâch grôzem guot  
 in geitigkait und valschem muot,  
 ie reicher und ie kerger,

ie snæder und ie ärger;  
 er lôset unde lenget,  
 er smaichet unde drenget,  
 er höniget unde gellet,  
 er klenket und schellet,  
 der zungen dôn syrênen klanc,  
 sein herz, sein muot und sein gedanc  
 wider got und êre st̄rebt;  
 er ruocht, ob er in schande lebt;  
 den versatzt und jen betrogen,  
 heut gelobt und morgen glogen,  
 er kan mit listen vellen,  
 vreunt und auch gesellen (21. 100-118).

Ueberall **Habsucht** und **Meineid**, ja:

„man vint auch vor gerichte  
 valsch gezeugen sunder spot,  
 daz krenkt di pot, di got gepôt“ 21. 130.

Der voriges Jahr ein getreuer Mann war, den finde man nun  
 verkehrten Wandels, und der Dichter stellt gegenüber solch trau-  
 rigen Erfahrungen die Frage, ob er wol einen solchen loben solle?  
 „nein, zwâr,“ antwortet er sich, „mein munt im nimmer schol  
 flôrieren lobes pluomen.

pfuch! die lasterleichen zagen,  
 die an den êrn kranken  
 und an ir trewe wanken,  
 man kennt doch wol ier laster,  
 wen sie der schanden pflaster  
 pînden auf der êrn pein.“

Ja, soweit sei es gekommen, dass mancher sich noch im Tode  
 schâmen müsse seines edlen Namens, weil ihn ein elender Sohn  
 geerbt. Doch erlange wenigstens der Bôse die Ungunst der Welt,  
 den Hass Gottes und die Hölle, während Anerkennung der Welt,  
 die Huld Gottes, ewige Freuden des Guten harren, und das Lob  
 der Frauen (21. 135-138).

Suchenwirt als ein offener Kopf suchte mit Recht den Sitz alles  
 Verderbens in der gänzlich vernachlässigten Erziehung. Im „neuen  
 rât“ (22.) erzählt er uns, wie er als Fahrender zu einem Klausner  
 gekommen sei, bei diesem Herberge genommen und ein Gespräch  
 angeknüpft habe, das uns im ferneren Verlaufe den Klausner als

einen ehemaligen Erzieher enthüllt, der nicht schmeichelte und log, sondern seinem Zögling wahre Liebe zu Gott, biederes, gerades Benehmen gegenüber der Welt, Sittenreinheit und Anstand, Sorge für das Beste des Landes und für seine eigene Ehre, überdiess Gerechtigkeitssinn gegenüber dem Armen nicht minder als für den Reichen, sowie Besonnenheit gegenüber seinen Freunden ins Herz pflanzte 22. 1-93. Aber da kam für seine schöne Saat gleich einem vernichtenden Froste ein „neuer rât.“ Wie uns Suchenwirt in dem Klausner sein Ideal eines Hofmeisters gibt, so schildert er uns in dem neuen Rathe die damalige **moderne Erziehung.**—„waz sol der man,“ so ruft der neue Rathgeber aus,

„der nicht denn schlechtes râten kan?  
wolt ir zu münich werden,  
er zæm euch auf der erden  
paz, wenn den ich ie gesach . . . . .  
nempt ainn, der nâch ewrm muot  
erkennen kan pœz und guot,  
der kan euch râten ab und auf,  
wie nû stêt der werlte lauf;  
lât ewr leut und ewr lant  
besorgen ewrs gewaltes hant:  
wolt ir jetzund werden weis,  
ir wurt in jungen jârn greis;  
verzert in vreuden ewr zeit,  
ir wizzt nicht selben, wer ir seit.  
ir seit ein übermächtig man“ (V. 94—116.)

Der frühere Hofmeister wurde entfernt, und als er während eines Jahres die Folge der neuen Erziehung, Zuchtlosigkeit, Gottvergessenheit, Schamlosigkeit gegenüber der Welt an seinem früheren Zöglinge, an denen aber, die im Rathe sassen, gesehen, wie sie den jungen Herrn seiner Willkühr überliessen, um sich desto leichter diebischer Weise von seinem Gute zu bereichern; da zog er sich von der Welt zurtück in eine Höhle als Klausner. Aber noch ruft er ein Weh aus über das Land, dessen Herr ein Kind in jungen Jahren ist, der ohne väterliche Hilfe oder andere treue Unterstützung lebt:

„des lant wirt vil beswæret  
die geschrift daz wol bewæret“ (22.141).

Suchenwirt thut hierauf die ehrenvolle Äusserung:

„wer zu herren wird gezalt  
 und hât selber kainen gewalt,  
 der ist nicht herr, er ist der knecht“ (V. 161.)

Und darum, spricht der Klausner weiter, bedürfe man bei der Erziehung, wie bei der Vogelzucht dreier Dinge: eines Vogelhauses, dass man nemlich die Fürsten nicht immer mit der Aussenwelt verkehren lasse; einer „lanvezzel“, die sei der gute Rath, der den Fürsten auf jedem Schritte begleitet; und kurzer Federn, um den Fürsten nicht durch vorschnellen Genuss seines Gutes in Übermut sinken zu lassen. Aber während dieser Unterredung bricht der Tag an, und Suchenwirt nimmt Abschied von dem freundlichen Bruder.

Das hier theoretisch Entwickelte zeigt er in dem durch poetischen Gehalt, treffliche Schilderung und dichterische Darstellung hervorragenden Gedichte „von der verlegenheit“ (31.) an einem practischen Beispiele. — Die Väter geben trotz ihres grossen Gutes dem Sohne nichts, davon er eine Ritterfahrt in fremde Lande thun könnte. Stirbt nun der Alte, so übernimmt der Sohn, „ain haingezogen kint“ (31.<sub>4,2</sub>), das Erbe; er kann aber weder zu Schimpf noch Ernst ritterlich ausziehen, noch an Fürstenhöfen leben; denn er ist verlegen „sam ein ochsenkalb“ (31.<sub>11</sub>) und hat von Hofsitte nichts gelernt. Da wäre, so rathen geschäftige Freunde, die Heirath mit einer alten, reichen Witwe das Beste. Dôch dagegen will sich sein verkümmertes Rittersinn wehren: „herzenlieben vreunt“, so spricht er,

„ich hab weder veld noch peunt  
 durch ritterschaft nit uberritten  
 und hab durch êren nie derlitten,  
 als mein vater hât getân,  
 der was genant ein piderman;  
 der rait von êrst in frömde lant.“

Aber die Freunde wissen ihn zu beschwichtigen:

„dû macht noch wol mit êren varen  
 daz weib daz ist pei alten jâren,  
 die stirbet schier, dir pleibt die hab“ (V. 57.)

Da nimmt denn der Jüngling das Weib zur  
 „praut und hât ain rünzelechte haut;  
 er wænt, si schüll sterben schier,  
 sô möcht er sterben ê wol zwier;

sie jüngt sich und wirt vröden vol,  
 ir ist mit dem knaben wol,  
 sein jugent macht ir vrischen muot,  
 mit gabe si im güetleich tuot,  
 silbergürtel, reich gewant,  
 in den zopf ein seidein pant,  
 schön geflochten mit der vart;  
 si hat in liep und zücht in zart,  
 lindeu köstel, guoten wein,  
 spricht: lieber herre mein,  
 ez̄t und trinkt, gehabt euch wol,  
 wâ ir hin seht, dâ ist ez vol“ (V. 72.)

Will er nun zu einer ritterlichen That ausreiten, da weint  
 sie sehr

„und spricht: herzenlieber zart,  
 reitest dû von mir die vart,  
 ich stirb, daz wizz in deinem muot.  
 dû haust paide êr und guot,  
 die gân dir paid von handen,  
 war dû verst in den landen:  
 ich kan laider nicht darzuo,  
 so haust dû niemen, der dir tuo  
 recht mit aller deiner hab.  
 dâ von lâ dich nemen ab,  
 lâ daz reiten underwegen,  
 ain mül die ist uns wol gelegen,  
 die hât acker, wis und veld,  
 die kauf um dazselbe gelt.  
 plaib noch ain jâr hie haim pei mir,  
 des wil ich immer danken dir,“

Er folgt, bis er alt wird und „verlegen“ und nie mehr um  
 Ritterschaft ausreitet (V. 91.)

„So gewant er aines sitten,  
 er rait also verre,  
 daz man in nimmer haizet herre,  
 sô eilt er wider haim.  
 sein êr rümp zu recht als der laim,  
 der under ainer rinnen leit:  
 also verzeret er sein zeit  
 und versleizet seine jâr ône kinder“ (V. 14.)



Von beissender Lauge getränkt ist dieses ganze Lebensbild : die Schilderung dieses ehelichen Himmels ist unter allem, was Suchenwirt geschrieben, das Höchste an Natur, Wahrheit, Spott, Bitterkeit und gewandtem Ausdruck.

Nicht minder witzig, treffend und derb geisselt er die **Modehelden**, denn sie sind es, die nicht wenig zum Verfall ritterlicher Uebungen beitragen, durch ihre „verschanten kleit“ (31. 136), in welche sie sich mit Riemen vorn und hinten schnüren, dass sie sich bewegen wie die Holzscheite. Scherzt nun einer mit andern, wie es zu geschehen pflegt, gleich schreit er :

„hoer auf, mir ist zerprochen  
ain nestel all dâ hinden !  
geradikait, so ruft der Dichter aus, muoz swinden  
von der lesterleichen wât,  
die sô schemleichen stât.“

Ja, die Junker schnürten sich, dass ihnen die Seiten wund wurden und sie Baumwolle einlegen mussten; sie schminken das Antlitz an Stirne und Wange mit falscher Farbe und binden falsches Haar ein. Die Zehen wollen sie anders machen, als Gott sie geschaffen, sie sollen sein „lanc und spitzig mannievalt, krum recht als des teufels nas“ (40. 45-61). In dieser Beziehung ist das Gedicht „von der Minne slâf“ (30) höchst ergötzlich. Man führte der **Minne** auf ihr Verlangen einen Ritter vor, der ihr ehemals gar sehr in Treue ergeben war. Bei dem Anblicke seines kurzen Gewandes muss sie aber über Herrn „hindenploz“ (30. 92, fg.) lachen, und nachdem sie ihn und seinesgleichen mit Affen verglichen, jagt sie ihn eigenhändig aus ihrem Garten, wobei er über einen Stein fällt; doch gebunden wie ein „sack“ vermochte er sich nicht zu rühren, bis sich die **Minne** und ihre Frauen über ihn erbarmten und

„griffen mit ir händlein dar  
und hulfen im gar sunder vâr,  
daz er auf die fûeze kam.“—

Ungleich den Altvordern, die in Kriegen ihr Gut und Blut um Frauen und Ehre in die Schanze schlugen, liebt der heutige Ritter das **Genäshe** mehr als die Ritterschaft.

„der pfeffer hât sô grôze kraft,  
wenn er darnâch getrunken hât  
und zu den vrawen tanzen gât,

daz er wænt, er hab den Grâl  
erfochten als her Parzival.“

Liegt ihm nun der Wein in den Haaren, so lässt er ein Länzenspiel auf den andern Tag ausrufen, zu dem er ohne Anstrengung zu reisen vermag. Zu diesem Schimpfkampf (denn der Ernstkampf ist vor ihm sicher) kommt er dann, wie sich's gebührt, „hübst und waidenleich geziert“ (31. 16. fg.)

Zu der tollen Kleidertracht, leckerhaften Genusssucht gesellt sich noch, die Trias zu gestalten, die allgemein herrschende **Spielwuth**. Der Dichter liefert uns von dieser hartnäckigen Leidenschaft, der er, wie er offenerzig eingesteht, ehemals selbst geföhnt (Liederbuch des Hätzlerin, das Gedicht „vom würfelspil“ pag. 203) und von ihren unglücklichen Folgen ein lebensvolles Gemälde. Anschaulich schildert er, wie alle, die sich dem Spiele ergeben, dem bestimmten Verderben zueilen: der Mann vergesse seines Weibes und seiner Kinder, der Handwerker seines Berufes, ja die Frau stände nicht an, um einen Pfennig zu gewinnen, ihre Ehre preis zu geben. Gleichwol sei es noch bedauerlicher, wenn der Priester vom Altare weg zu den Würfeln eile, und, statt zu beten, spiele, ludere und schwöre. Bei des Dichters grosser Zurückhaltung gegen den geistlichen Stand gewiss ein ernstes Wort! Den Einfluss des Geldes in kirchlichen Dingen, die Käuflichkeit geistlicher Ämter, die weitreichende Macht des Mammons, Raub, Brand, Mord, Verath, Zwist unter Freunden zu stiften, Schwüre zu lösen, Familienhader zu wecken, überhaupt die **Habsucht** seiner Zeit schildert er mit beredten Worten in seiner finanziellen Studie, dem „Phenning“ (29), sowie die zeitlichen und ewigen Folgen des Geizes in der Rede „von der geitikait“ (32).

Das traurige Bild sittlicher Verkommenheit nicht unvollendet zu lassen, versäumt Suchenvirt nicht, uns das Verhältniss seiner Zeit zur „**Minne**“ zu zeigen. In dem allegorischen Gedichte „die Minne vor gericht“ lässt er diese den höchst unerfreulichen Zustand beklagen, sie fände nur überall Untreue, wo sie auch einkehre, sei sie unbehaust, selbst der Tod habe vor ihr Grausen; daher ihre Freudlosigkeit, da ihr auch die Jungen die Treue versagen und sie keinen Mann wisse, den sie in Freundschaft an sich ziehen könnte, ohne dass er in kurzen Tagen seine Treue brechen würde. Aber die Minne, beinzichtigt, als trage sie die Schuld an dieser trostlosen Lage, ruft Suchenwirt herbei zum Schiedsrichter, und dieser,

ein verlässlicher Anwalt, reinigt die Minne vor jedweder Makel und häuft die Schuld auf die „unstæten“, denn er glaubt,

„man vind ier selten ain,  
der in wierden alt

und an der Minn sein trew behalt“ (24. 133).

Wie in allem und jedem ist Suchenwirt's Ideal einer „vrouwe“ ganz den Anschauungen des 13. Jahrhunderts entsprechend. So betrauert er in der 2. Rede Margaretha, weil sie ihre Gedanken auf das Hohe zu richten pflegte, ritterlichen Sinn mit freudebringender Ermunterung erfrischte, weisen Rat erteilte, den Ernst in tactvollem Anstande mit dem Scherze verband, kurz, weil sie ein Weib war, wie Gott sie zum Vorbild geschaffen, in der Treue unwandelbar, eine Stätte der Ehre. Ähnliche Anschauungen begegnen uns an andern Orten.

Das Lob aus „rôten mûnden“ hält Suchenwirt für des Ritters höchsten Lohn. In dem „Briefe“, dem Anathema für seine ganze Zeit, ist er doch wol auf die Frauen zu sprechen:

„ey,“ ruft er aus, „wenn die rôten mûnde klâr  
der piderben helt gedenken  
und in mit willen schenken  
lob aus lobes kammer,  
sô slecht der sælden hammer  
ir lob als goldes zain,  
der ärtig vein in glenzen schain  
und krœnt der piderben êre.“ (21. 176).

Wie sie den Ritter aneifern und beleben sollen (7. 7; 10. 16), so soll auch ihr Preis den Ritter im Tode noch ehren (18. 208; 10. 200).

Das Weib ist ihm also noch immer ein Spiegel der Vollkommenheit, während der Mann, namentlich durch seine „unstæte“, das Sittenverderbniss beschleunigt, daher einmal (23. 74) die „Stæte“ wünscht, dass einem solchen aus dem Munde „die zende wuechsen als einem swein,“ damit ihn die andern erkennen und reine Frauen sich hüten könnten. Wenn aber die Minne in demselben Gedichte über die Kläffer, welche der Frauen Ruf besudeln, sich beklagt und darauf die „Gerechtigkeit“ urtheilt, ein solcher solle von reinen Frauen weder einen freundlichen Blick, noch einen Gruss aus rosenfarbigem Munde empfangen (40—63), so scheint mir das leise anzudeuten, dass auch an dem damaligen Frauengeschlechte etwas faul war.

Ausdrücklich bestätigt uns dieses „die schöne Abenteuer“ (25). Nachdem sie in einer lesenswerthen Stelle (V. 256—294) der Ritter Eroberungslust bei den Frauen und deren schändliche Feigheit gegenüber dem Feinde geschildert, sagt sie, dass an dieser Schmach auch manche Frauen Schuld trügen; denn welche Frau das erführe, dass ihr Buhle seine Ehre verloren, die sollte ihn hassen und aus dem Herzen bannen und einem Biedermanne es öffnen. Bei solcher Behandlung von Seite der Frauen und der Fürsten würden verdiente Helden zu Ehren kommen (V. 324—340.)

Wie sehr er nun, von reiner Verehrung der Frauen durchdrungen, bemüht ist, über diesen Punct flüchtig hinweg zu eilen, so schonungslos ausführlich ist er, wo es sich handelt, die ganze Rohheit, Untüchtigkeit und Verdorbenheit des ritterlichen Adels bloss zu legen. Er thut diess auf die anziehendste Weise in dem allgemeinen Gedichte „der widerteil“ (28), das uns die Stæte im blauen, die Venus im bunten Gewande verkleidet vorführt, deren jede die Liebe, Mannheit und sonstige Lebensweise ihrer ritterlichen Buhlen uns schildert, die sich ganz und gar entgegengesetzt sind.

Der falsche Ritter ist fröhlich an der Tafel, ehrenrührig gegen Frauen, prahlerisch gegen Jedermann; beim unmässigen Trinken verspricht er mehr, als drei seinesgleichen jemals zu halten im Stande sind. Des andern Tages kann ihn Niemand erwecken, bis alle Messen ein Ende haben. (28. <sub>61</sub> fg.) Und während der wahre Ritter einer Frau zu Liebe alle ehrt, durch nichts die Ehrbarkeit der Frauen kränkt, das Versprochene löst, Gott vor Allem, dann der Welt dient (28. <sub>86</sub>), hat der falsche Buhle wohl hundert

„zu lieb im ausgesundert,  
den dient er gar mit guotem muot,  
recht als der wolf den schäfen tuot;“

und dennoch verspricht er jeder auf seine Ehre, sie sei sein einziges Liebchen (28. <sub>109</sub>). Der wahre Ritter hingegen würde um aller Fürsten Huld von Frauen nichts verlangen, was nicht ihr Lob und ihre Ehre mehrt; er hält an treuer Liebe fest (28. <sub>134</sub>). Ebenso entgegengesetzt ist ihr Benehmen im ritterlichen Waffenspiel. Weichlich geschmückt kommt der eine wie eine schwache Frau auf die Bahn; rennt ihn einer frisch an, so wirft er rasch den Sper aus der Hand, in Besorgniss, er falle auf der Stelle nieder; wozu sollte er sich auch Kampfes-Gefahr und Wehe aussetzen? Er kommt vielmehr stets unverwundet heim (28. <sub>150</sub> fg.)

Aber die „Stæte“ weiss von ihrem Ritter Besseres zu erzählen (24. 170). Auch er kommt geziert, so dass die Engel sich an Ross und Harnisch, Zeug und Wappenkleide freuen möchten. Aber der Rosse drückt er viele nieder, manchen fällt er, der sich sicher gewähnt und „rôte wunde“ geben ihm das Zeugniß: „der tuot von recht daz peste“, und sie erkennen ihm den Turnierdank zu.

Und erst in offener Schlacht (28. 110),

„wan er die veint erplicket,  
 da man die haufen schicket,  
 dâ ist er leibs und êrn fruet.  
 tausent helden geit er muot:  
 „pideben helt gehabt eu wol,  
 seit unverzait und muotes vol,  
 gedenkt, daz ein pider man  
 auf einen tag derwerfen kan,  
 des sein geslecht hât êre....  
 daz sult wir heut derzaigen,  
 die veint sint unser aigen,  
 sie sint zâgleich gestalt,  
 wir ligen ob mit herren gewalt.“  
 mit manheit und mit guoter witz  
 bestellt er panier unde spitz  
 mit pideben helden êrn fruet;  
 dar nâch so lêrt der wol genuot  
 der veind spitz abreiten,  
 und dann, auf welchen seiten,  
 daz nâchreiten wirt gewun;  
 dâ mit hât der wol versun  
 die sein geschickt zusamen;  
 wol in sand Jorigen namen  
 er werleich in die veint vert.  
 der wern vil von im verhert,  
 er slecht vil tiefer wunden rôt,  
 daz dâ muoz maniger sterben tôt.  
 den vreunden er mit helf vrumpt,  
 sô er durich den haufen kumpt  
 widrumb und in die nâcke,  
 sô hebt sich ein gehâcke,  
 daz leut und ors kerren.

sust kan er rot verwerren,  
 daz man den veinden obgeligt,  
 von seinen wegen wird gesigt.“

Dem entgegen, erzählt Frau Venus, handle ihr Buhle; zieht man die Schwerter, so reite er zuhinterst an der Schar und achte nur, ob die vordern fliehen oder vordringen. Er eilt auf den Feind wie die Katze in's Bad; er treibt bei guter Zeit von dannen. Haben die seinen den Feind bemeistert, dann kommt er zur Arbeit; wie der Schnecke auf den Sprung, so ist ihm der Sinn zum Fechten gewandt. Doch zweimal hatte er den Mut, sein Schwert im Blute eines getödteten Rosses zu färben. Bei der Heimfahrt eilt er Allen voran, um Kunde zu bringen von der Schlacht, die er geschlagen (28. 165). — Ebener denn je ist seiner Rede Fluss in diesem reichen Gemälde, immer dem Inhalte angepasst, hier knapp, dort behaglich ausmalend, treffend im Ausdrucke, überraschend an Wendungen und passenden Vergleichen, voll derben Sarkasmus.

Aber Suchenwirt beschränkt sich nicht darauf, den Edeln einen Rath zu geben (4. 560), sie zu lehren, auf dem Ehrenpfad zu wandeln, dann würde ihnen wie vordem den Edeln des Lobes Scheibe kreisen (21. 185), sein Tadel richtet sich nicht bloss gegen das allgemeine Sittenverderbniss, er wagt es auch seine Stimme gegen die Fürsten persönlich und deren Willkühr zu erheben. So in dem „rät von dem ungelt“ 27.

Die von Rudolf IV. eingeführte Getränksteuer hatte tiefe Misstimmung hervorgerufen. Besorgt für die Schicksale der beiden Fürsten Albrecht III. und seines Bruders Leopold, voll Theilnahme für seine Heimat und seine Landsleute, gibt er den Fürsten offen, aber bescheiden den Rath, das Ungeld abzuschaffen, denn der Fluch des Volkes bringe wenig Segen (V. 59), er sage das Rechte, wo nicht, sollten sie ihn strafen (V. 63); sie möchten ihrem Vater nachfolgen, nur treue Rätthe nehmen und auf der Armen Klage achten, schnelles Gericht einführen, der Frauen Preis im Herzen pflegen, die Priesterschaft nicht betrüben und stolze Helden wert halten, hingegen den Verläumdern das Ohr schliessen (V. 104).

Genau so erweist er sich im „getreuen rät“ 33, worin er die österreichischen Herzoge zur Eintracht ermahnt; er belegt seinen Zuruf aus der heil. Schrift mit verschiedenen Beispielen; ärger als diese sei es, wenn „prueder und prueder kint“ einander befehlen. Jetzt sei das Gewitter erst im Anzuge, man möge daher vorbeugen

und die Untheilbarkeit um so mehr einhalten, als die Fürsten von Braunschweig, ein trauriges Beispiel, zur Warnung dienen sollten. Wirklich liebenswürdig, als wahrer Biedermann sagt er (V. 117)

„ich hân eu pippel vil gesait  
in trewen ich daz meine“ u. s. w.

Was uns der Dichter hier in einzelnen Beispielen vorgeführt, zeigt er in der Rede 34 „von der fürsten teilung“ in der stilistisch sehr schön gegebenen Fabel von den vereinzelt und verbundenen Stäben.

Als im Jahre 1378 mit dem Tode Karl IV. und Gregor's XI. sowol der kaiserliche als der päpstliche Stuhl erledigt und bei des letzteren Besetzung ein Schisma entstanden war, da spricht der friedliebende Suchenwirt seinen und aller Gutgesinnten Wunsch nach Einigkeit in der Rede „von den zwein pæbsten“ (35) aus; sie zeigt uns, dass Suchenwirt auf der Höhe seiner Zeit stand und keinen Kirchturmsstandpunkt inne hatte; er beobachtete, so viel es ihm möglich war, die wichtigen Vorgänge der ganzen damaligen Welt und mit feinem, richtigen Tacte weiss er ein billiges Urtheil zu fällen und für das Rechte mit sicheren Worten und stichhältigen Gründen einzustehen. Schön ist es, wenn er fleht:

„eins kaisers des hab wir zu klain,  
eins pâbst zu vil auf erden.  
got vater, ez ist allez kunst  
in deiner weisheit krâmen,  
dû hâst gemachet mit fürnunst  
Êven auz, Adâmen;  
hâst auz ainem gemachet zwai,  
sô mach auz, zwain uns ainez,  
auz zwain pæbsten mach uns ain  
und gib uns den gerechten“ u. s. w. (35. 93 fg.)

Ebenso wenig gehen die italienischen Wirren vorüber, ohne seinem über die schändlichen Verbrechen empörten Gemüte durch die im Character des Volksliedes gehaltene Rede 36 „vom umgekehrten wagen“ entsprechenden Ausdruck zu geben. — Mit Wehmut sah er, wie das deutsche Reich durch die beinahe allgemeinen Fehdebündnisse der Städte wider den Adel zerrissen wurde. Man kann die ganz vortreffliche Rede 37 „von der fürsten krieg und von des reiches stäten“ nicht ohne Freude über den Dichter lesen, der, obwol durch seinen Erwerb vorzugsweise an den Adel ge-

wiesen, dennoch mit klarer Einsicht in die Zeitverhältnisse die Bedeutung der Städte erkannte und in gelungener, volkstümlicher Weise die Stellung der Volksstände gegen einander lebhaft versinnlicht:

„wenn gepawrn nicht mër ist  
 so wirt der schimpf entrennet;  
 wes denn leben die selben vrist,  
 die herren sind genennet?  
 die fürsten nicht mit pfluegen gân,  
 die purger sich sein schamen,  
 sô muoz man under wegen lân  
 auf äcker werfen den sâmen.  
 den steten weret man die kost  
 zu veld und auf den strâzen,  
 den harnasch vegen sie auz rost,  
 gar wênig sie daz lâzen.  
 den reichen sind die kasten vol,  
 den arm sind sie lære,  
 dem povel wirt der mægen hol,  
 daz ist ein grôzeu swære,  
 wann sie sehen weib und kind  
 vor hunger gel gestellet.  
 die arm des undurftig sind,  
 gar übel in daz gevellet:  
 zuhant der povel samet sich  
 mit maniger hant waffen,  
 in den gazzen, dunket mich  
 fraisleich ungeschaffen;  
 ein haufen drengt den andern vor,  
 werleich, gar vermezzen:  
 „den reichen schroetet auf die tor,  
 wir wellen mit in ezzen,  
 paz zimpt, wir werden all erslagen,  
 ê wir vor hunger sterben,  
 wir wellen daz leben frischleich wagen,  
 ê wir alsô verderben.“ (37. 21 fg.)

Schreckliches Blutvergiessen zwischen Rittern und Knechten, Arm und Reich ist die Folge. Wo Städte und Fürsten, ruft Suchenwirt aus, nicht Friede halten, die jedes Landes zwei Haupt



theile sind, wie soll es da ausgehen? Wir machen Juden und Haiden froh, indem wir gegen einander wüthen. (37. <sup>56</sup> fg.)

Die Unglücksfälle des Fürsten Bernabo von Mailand, des Markgrafen Siegmund, des Königs Karl, der Herzoge Wilhelm und Leopold von Österreich, sowie einige unheilbringende Naturerscheinungen des Jahres 1386 veranlassten Suchenwirt zu dem Gedichte „von den fünf fürsten“ 20, worin er gleich im Eingange Könige, Fürsten und das ganze Menschengeschlecht warnt und ihnen zuruft, zu sehen, wie es in der Welt zugehe; der heute in hohen Ehren stehe, dessen Glück verändere sich morgen in Ach und Weh. Der Scherz verstummt, der Ernst herrscht allein, 20. <sup>5</sup> fg. Was er über den Cometen sagt, sowie 41. <sup>268</sup> über die Natur des Mondes, der zu den Füßen Mariens ist, zeigt uns Suchenwirt als Kind seiner Zeit. — Die Schilderung der Sempacher Schlacht (20. <sup>109</sup> fg.), die wir schon bei seiner Heimatsbestimmung erwähnten, tritt in seiner theilnamsvollen Hervorhebung des Herzogs Leopold gegenüber der volkstümlichen Kraft und vaterländischen Begeisterung eines Halbsuter wol bedeutend zurück \*)

Ueberall ist Suchenwirt bemüht, die Kenntniss der geschichtlichen Vorgänge in seinen Gedichten an passender Stelle auszunützen, so die Gefangenname Wenzel's in den „Räthen des Aristoteles“ 38. Sagt er auch (V. 339), ein Fürst habe ihm den Stoff zu seiner Rede vermittelt, so macht sie ihm dennoch viel Ehre. Nicht nur gibt er den Fürsten seiner Zeit eine Menge der heilsamsten Lehren (wie die Gewalt durch Weisheit zu stützen, klugen Tact gegen Feinde und Schmeichler zu beobachten, im Siege sich nicht der Willkühr zu überlassen, gemachte Zusicherungen genau zu halten u. s. w.), sondern manche der vorgebrachten Aeusserungen zeigen eine für die damalige Zeit ungemein freie, schöne Auffassung, die Suchenwirt alle Ehre macht, so wenn er sagt:

„behalt dein treu und auch dein êr  
 an deinem rechten weibe, . . . .  
 sô mêrt sich gegen dir ir lieb  
 und auch ir weiplich stæte.  
 den liebsten vreunt, den dû hast,

---

\*) Vergl. Leopold III. und die Schweizer Bünde, und die Sempacher Schlachtlieder von Ottokar Lorenz, ferner Liliencron historische Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, I. Band, pag. 109 fg.

daz ist dein êleich frawe,  
 an den dû dich sô genzlich lâst  
 mit leib und guot: nû schawe,  
 daz kain grœzer veint nie wart  
 zu tisch und auch zu pette  
 denn ein weib mit valscher art,  
 der untreu wirt nicht wette“ 38.<sup>159</sup>. Und:  
 „ob ein kaiserin unrecht tæet  
 mit unkeusch ires leibes,  
 ir lob, ir êr ist als unstæt  
 als eins gemainen weibes“ (38.<sup>245</sup>.)

Desgleichen, wenn er seinem Alexander (V. 213 fg.) zuruft:

„darumb traistû nicht küniges nam,  
 daz dû solt gemaches pflegen;  
 dein lob daz würt an êren lam,  
 wærstû faul und gar verlegen.  
 denk an daz zepter alle frist,  
 daz dû traist in deiner hant,  
 daz pedewtet, daz dû pist,  
 ain herter über leut und lant . . .  
 ez sint nicht alles fürsten gar,  
 die dâ fürsten kleider tragen,  
 wer daz unrecht offenbar  
 tnot und verhengt, ich will dir sagen,  
 der mag ain künig gehaizen nicht.“

Viele Fürsten folgten aber nicht diesen Râthen, sondern überliessen sich vollends ihren Lüsten, und Suchenwirt, der den Fürsten nach seinem moralischen Werte beurtheilt, ruft aus: „das ich daz an fürsten preis, des tuon ich nicht auf meinen ait“ 38.<sup>319</sup>.

Es bedarf keines bedeutenden Scharfblickes, zu gewahren, dass diese Lehrgedichte weit mehr als seine Ehrenreden Suchenwirt als Dichter zu Ehre gereichen, dass sie viel mehr des Poetischen enthalten, dass er hierin vorzüglich gestaltende Phantasie, dichterische Schöpfungskraft bekundet. Diese Gedichte sind es besonders, welche als aufblühende Knospen seinen Dichterkranz bilden. Hierin stört uns auch nicht das in den Ehrenreden stereotype Verzweifeln an seiner Kunst; vielmehr, wie wir zum Schlusse sehen werden, zeigt er gerechtes, bescheidenes Selbstbewusstsein. Vortheilhaft für den Eindruck ist auch die manigfaltige **Form**.

Mehrere derselben sind Allegorien mit didactischer Grundlage. Es treten in ihnen die Minne, ihre Schwester Frau Ehre und ihre Hofmeisterin Frau Zucht, sowie die übrigen Eigenschaften des wahren Rittertums auf, sogar die Frau Abentheuer. Solche Gedichte sind die Rede von der Minne 23, Minne vor Gericht 24, die schöne Abentheuer 25, dann 26, 28, 30, 31, 46. Manche derselben zeigen eine gewisse Familienähnlichkeit. — Der Eingang ist meist ein Spaziergang in die freie Natur, in einen Wald oder Garten, und dort trifft der Dichter ein Zelt, oder er gelangt zu einem Brunnen und findet dort die Frauen Minne und Ehre oder Venus und Stæte. Der Dichter hält sich im Hintergrunde, lauscht aber ihren Unterredungen, wird jedoch gewöhnlich entdeckt, freundlich aufgenommen, zu Gast gebeten, zum Schiedsrichter ernannt oder mit einem Auftrage an Fürsten und Edle betraut; (so die Reden 23, 24, 25, 28, 46) und Suchenwirt zeigt sich hiebei sowol in seinen Reden als Handlungen im besten Lichte durch feinen Ton, gute Manieren und höfische Bildung. So lässt er sich 23.<sup>104</sup> vor der Minne auf ein Knie nieder, und nie entfernt er sich, ohne vorher in ritterlicher Weise die Frauen um Urlaub gebeten zu haben (25.<sup>365</sup>). Diese Allegorien sind es, welche ihm Gelegenheit geben, seine Darstellungskunst im vollsten Glanze zu zeigen; Suchenwirt's Talent für Schilderung der Natur ist unverkennbar. Ich erinnere auf den Eingang des Gedichtes 9.<sup>1-40</sup>, worin der Dichter den erwachenden Mai beschreibt. Er vergisst hiebei nicht auf die „röten münde“, welche geziert wie die Engel in manchem Gärtlein wandeln; nicht auf die Vöglein, „welche mit süsser Stimme in die Luft emporklimmen.“ (Ebenso der Mai in 23.<sup>105</sup>). Ganz besonders reizend ist die Beschreibung der Gegend in 25.<sup>1-30</sup> (er zeigt sich hiebei als grosser Naturfreund: „die lust mier durich mein herze brach“ ruft er V. 29 aus).

Meisterhaft ist er in der Schilderung weiblicher Schönheit, so in 24.<sup>107</sup>; 25.<sup>166</sup>. Die Beschreibung des Gezeltes in 25.<sup>30-68</sup> und die Schilderung des Schmerzes der Minne in 24.<sup>175-186</sup> erinnert ganz an die Wirnt von Gravenberg in seinem Wigalois.

Das Gedicht 25 zeichnet sich überdiess durch die reizende Beschreibung der Falkenbeize aus (V. 81 fg.); die Gedichte 24, 25, 28 und andere durch lebendigen fliessenden Dialog.

Einmal führt er sich als „gerenden Dichter“ vor, wie er auf seiner Wanderung mit dem Pfennig zusammentrifft, und erzählt

uns ihre Unterredung (29); einmal fragt ihn Frau „Laitvertreip“, wie es denn komme, dass sich so viele Ritter „verligen;“ er ist alsogleich zur Erwiderung bereit, und seine Antwort gibt den Inhalt der Rede „von der Verlegenheit“ (31). — In andern (30, 32) beginnt er ohne Eingang gleich mit seinem Stoffe, ebenso in den meisten historisch-didactischen Gedichten (34, 36, 37), einige derselben eröffnet er mit einem Rathe (20, 33 und das geistliche Gedicht 39) oder mit einer Klage (27, 35).

Das allegorische Gedicht „die jagd“ 26, beginnt allein mit einem Sprichwort. Ganz abweichend von der pag. 286 von Primisser angegebenen Meinung über den Sinn dieses Gedichtes glaube ich hier nichts von seiner Anstellung als Wappendichter zu finden, noch weniger, dass diese Anstellung ihn hindere, der Poesie auf höhere Pfade zu folgen, oder dass er von den Kunstrichtern zu viel zu leiden hatte, sondern die Vermuthung, dass „sehrende Liebe, deren Gegenstand wir nicht kennen, ihn antrieb, seine Gefühle in höheren Liedern der Minne auszuathmen“, ist für mich völlige Gewissheit. Stimmt doch schon die Zeit der Abfassung zwischen 1361 und 1365, wo Suchenwirt ein Mann der schönsten Jahre war, mit dieser Erklärung überein, und sagt er doch V. 4:

„ich suoch genäd mit schlechten sin auf tröstbejac,  
alsô (V. 13) mag trost mein jeger sein,  
der hât geseilt daz herze mein  
und an sein hant gestricket,  
dâvon ich pin geschicket  
in hôch gepierg auf rechten spor.“

Zwar läuft die Spur, fährt er fort, mir oftmals weit vor (zwar steht manchmal die Erreichung meines Zieles in weiter Ferne), doch warte ich auf meinen Hund, der heisst „Lieb“ und läuft schnell und scheut weder Stein noch Wald; wird er des Wildes ansichtig, die weiten Sprünge unterlässt er nicht. V. 24. — Aber zwei böse Wetter thun mir Schaden, eines ist geheissen „Melde“ (M. W. II/1 pag. 135, a: Verrath, Angeberei. Zeile 28 unsere Stelle citirt; ausdrücklich wird Zeile 31 gesagt, dass dieses Wort in der Liebe eine grosse Rolle spiele), das andere heisst „Merke“ (M. W. II/1 pag. 65 b „merke“ gibt keine Auskunft, wol aber pag. 66, b merkære: Aufpasser, namentlich bei Liebesverhältnissen, eine von den Minnesängern viel gescholtene Klasse von Leuten). Über diese also hatte er zu klagen, und in diesem Fall ruft er

seinen Hund, die Liebe, zurück, bis ein besseres Wetter kommt; denn diese Wetter machen freudige Augen blind, die durch 4 Blicke sehen sollten, wovon 2 Herzen, einander zu eigen, froh und sorgenfrei sein würden. V. 44. — Hingegen gebe es Jäger, die nur kleines Wild hetzen (nur nach dem Gegenstande gleichen Ranges ihre Liebe richten), wollten diese ihr Ziel höher richten, sie erreichen es nicht. Solche schrecken ihn nicht ab, er hat nur den Gedanken, dass ihn Frau Sælde doch noch von seiner Sorgen Bürde erlösen wird. Man müsse ausharren, das Wild, auf die Länge gehetzt, werde endlich müde, es sei zart und wonnevoll, und er wünsche nur, dass es ihm zahm werde. V. 65. — Wir sehen also Suchenwirt ganz in der Weise der Minnesänger, der den Namen seiner hohen Geliebten verschweigt und mit Ausdauer und Ergebung sein Ziel verfolgt, unbekümmert um die Merker und Angeber.

Der Gedanke, die Leiden und Freuden der Liebe in die Allegorie einer Jagd einzukleiden, ist schon alt; würde Prinnisser die Jagd von Hadamar von Laber (ed. Schmeller 1850), ein Gedichte aus den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts gekannt haben, er würde unser Gedicht anders ausgelegt haben.

Suchenwirt liebte also, und wahrscheinlich war diess eine „höhe Minne“; nur einer dem Liebe das Herz gerührt, kann so wie er sprechen:

„nun hân ich mir gedacht sider,  
 daz liebe alle ding bezwingt  
 und daz selb hernider pringt,  
 ez sei frawe oder man.  
 wem herzen lieb hât wol getân,  
 dem tuot ez in den augen wol,  
 wær es geverbet als ein kol,  
 ez ist ze plicken hermlein vein.  
 lieb ist daz liebste vingerlein,  
 dâ mit alle trewe vermählt wird.“ 46.<sup>150</sup> fg.

Ob er aber verheiratet gewesen, lässt sich aus keiner Stelle folgern, wenn gleich die oben aus den Râthen des Aristoteles mitgetheilten Stellen und die darin niedergelegten schönen Ansichten über die Ehe dafür zu sprechen scheinen. Als Mann in den jüngeren Jahren war ihm gewiss kein Familienglück beschert, das sagt uns schon sein Stand und seine Lebensweise. Aber auch späterhin dürfte ihm das Glück in dieser Beziehung nicht hold ge-

wesen sein, denn er sagt im „Freundsinn“, einem Gedichte aus den 80er Jahren des 14. Jahrhunderts, sein Liebchen kehre ihm den Rücken,

„daz machet mir mein gräber part,  
 daz ich mit ir nicht schimpfen kann;  
 dâ von si gicht, ich sei ein trapp.  
 Lieb wirf mir mir der vreuden pal,  
 daz ich mein sendez herze lab.  
 solt ich dâ von sein ein lapp,  
 daz ich nicht hân geluckes pal? 43.<sup>21-23</sup>“

Hatte nun, wie es wahrscheinlich ist, Suchenwirt nie das eheliche Band geknüpft, so lächelte ihm als einiger Ersatz wenigstens das Glück einer aufrichtigen, edeln, ausdauernden Freundschaft mit seinem herzlichem Freunde Heinrich dem Teichner; zu seinem Andenken als letzten Freundschaftsdienst verfasste der Überlebende eine kurze, aber rührende Lobrede (19), in welcher er ihn aufrichtig beklagt und als ein Muster eines biedereren Dichters hinstellt.

Um nach dieser kleinen Excursion auf unseren Gegenstand wieder zurückzukommen, sei erwähnt, dass der Schluss der allegorischen Gedichte gewöhnlich ein solcher ist, wie er aus dem Gange der Handlung von selbst folgt, und dass er zuweilen in der letzten Zeile den Namen des Gedichtes nennt, so: „die red die haizt verlegenhait“ 31. <sup>103</sup>, auch in 25, 28, 29. Seine historisch-didactischen Reden schliesst er zum Theil mit einem Rath (33, 36 und auch die geistlichen Reden 40, 42), manchmal mit einem Wunsch (34, 35, 37 und das geistliche Gedicht 41), einmal auch mit einem Gebet (27), nemlich die Rede vom Ungelt und die geistliche Rede von den 10 Geboten (39).

Ausser dieser hat Suchenwirt noch 3 andere religiöse Gedichte, „von den sieben Todsünden (40), den 7 Freuden Mariens (41) und dem jüngsten Gerichte“ (42) gedichtet. Sie zeigen uns das fromme Gemüt, den festen Gottesglauben des Dichters, sowie seine Verehrung Mariens. Weit entfernt von unnützen Grübeleien (wie sie uns nicht selten bei Teichner begegnen) war Suchenwirt's Religiosität eine ächt christliche, nicht so sehr in Worten als in Werken bestehend. Auf diese legt er überall das Hauptgewicht, das Leben beobachtet er hierin von allen Seiten, es entgeht ihm kein schwarzer Fleck. Das tägliche Leben in Harmonie mit den göttlichen Geboten zu bringen, ist sein Bestreben, daher diese Reden

liberall practischen Gehalt zeigen. Scheint er uns auch hie und da etwas kleinlich, der passende Ton, die fließende Darstellung, die treffenden Bemerkungen (wie 40. <sup>10</sup> fg. über die Zierpuppen seiner Zeit und den gleichen Eintritt in die Welt von Seite der Reichen und Armen und der Hinweis, dass Christus für letztere ebenso gelitten, wie für erstere) lassen uns vergessen, dass dann der Dichter das Amt des Psalmisten mit dem des Predigers vertauschte. — Poetisch gehoben aber sind die Worte, die er dem Sünder zuruft:

„du kanst nicht betriegen,  
den richter, der dâ (beim jüngsten Gerichte) vor dir sitzt,  
der plutvar swaiz für dich gewitzt  
hât in seiner grôzen nôt  
und zaigt dir die fünf wunden rôt  
zu urkund seiner marter grôz! (42. <sup>120</sup> fg.)

Suchenwirt nennt seine Gedichte unterschiedlos Reden; gleichwol sind die Ehrenreden durch Inhalt und gemeinsame Form eine besondere Gattung; ebenso die Allegorien, so dass der Name „rede“ eigentlich nur den historisch-didactischen und religiösen Gedichten zukommt. Ihr **Vortrag** ist meist einfach erzählend oder belehrend, oft sind beide Darstellungsarten in einem Gedichte vereinigt. Zwei derselben haben die Briefform (21 u. 38), eines weniger (der umgekehrte Wagen 36), das Gedicht über den Krieg der Fürsten und Reichsstädte ausgeprägter den Character des Volksliedes; „der Fürsten Theilung“ 36 trägt das Gewand der Parabel. Die Rede „von hübscher Lug“ (45) ist ein seiner Zeit wahrscheinlich sehr zusagendes Quodlibet; der „Freundsinn“ und Äquivocum (43 u. 44) sind blosser Reimkünsteleien ohne dichterischen Wert, aber wichtig für die **Sprache**.\*)

Wenn wir nun die einzelnen Züge zu einem Gesamtbilde zusammenfassen, so werden wir zwar keinen ganz erfreulichen, wol aber auch keinen ungünstigen Eindruck erhalten. Suchenwirt gehört nicht in die Reihe eines Gottfried von Strassburg, eines Walter von der Vogelweide u. s. w., nicht einmal den Namen

\*) Wegen Mangel an Raum muss die fertige Abhandlung, welche sich noch über Suchenwirt's Sprache, Wortvorrath und Metrik, seine Beziehung zu Teichner und seine Bedeutung in der Literatur des 14. Jahrhunderts verbreitet, hier abgebrochen werden; die nachfolgenden Worte mögen als vorläufiger, das bisher Gesagte zusammenfassender Schluss gelten.

eines Rudolf von Ems, Konrad von Würzburg reiht er sich an. Die Zeit, in der Suchenwirt lebte, entbehrte des frischen Hauches der Kunst, die Poesie, schon lange dahin siechend, verwelkte immer mehr zur blätterlosen Staude. Natürlich muss in solch dürrer Zeit auch eine minder schöne Blüthe uns erfreuen. Suchenwirt war nicht ohne poetisches Talent, er besass Naturanlage zum Dichter: aber seiner Phantasie fehlte es an entsprechender Kraft; sie hatte gewissermassen bleierne Flügel, seine poetische Gestaltungsgabe erweist sich nicht immer ausreichend, seine Compositions-kraft beherrscht mit Mühe das Terrain der Allegorie.

Aber Suchenwirt hatte, wie wir bereits gesehen, ein reines, unverdorbenes Herz, ein frommes Gemüt, einen klaren Geist, man möchte sagen — einen practischen Hausverstand, der die Dinge um sich wohl zu schlichten wusste. Er konnte über seine Lebensaufgabe, wie über seine Zeit wol zur Rede stehen; nicht vom Rittertum seiner Zeit, sondern vom Rittertum als solchem in seiner idealen Reinheit suchte er Heilung der tiefen Schäden seiner Zeit, die er mit aller Bitterkeit, aber auch mit inniger Theilnahme geisselte. Sein Wirken war nicht so sehr ein dichterisches als ein practisches. Darin unterstützte ihn sein edler, offenherziger, furchtloser, bescheidener, wahrheitsliebender, treuherzig biederer Character: er war ein deutscher Biedermann.

Als solcher legte er seine Beobachtungen und Reflexionen in seinen Gedichten nieder: daher sind diese voll tüchtigen innern Gehaltes, beredte Zeugnisse der Zeit- und Sittengeschichte, wie auch bedeutende Sprachdenkmale. Denn gleichermassen war ihm hiebei sein bedeutendes Sprachtalent behülflich. Seine Gedichte in ihrer klaren, gemüt- und kraftvollen Sprache, den treffenden Gedanken, schönen oft meisterhaften Schilderungen, überraschenden Vergleichen und körnigen Sprichwörtern konnten nicht verfehlen, ihm die Achtung und Liebe der Zeitgenossen zu erwerben und bei denselben nachhaltigen Eindruck hervorzurufen. — Und so sehen wir ihn zu Wien in einer sorglosen Existenz, hochbetagt, geehrt von Allen, sein Leben beschliessen. Mit Recht konnte der so bescheidene Mann, auf die Frage, wer er sei, dem Klausner antworten:

„Ich haiz der Suechenwirt,  
der dick mit red sô nâhen schiert,  
man möcht ez greifen mit der hant.“



Darauf spricht der Klausner :

„Dein nam ist mir erkant,  
 dû rætet den herren zucht und êr  
 und geist in manige weise lêr  
 und straffst si mit beschaidenheit :  
 von dir ist mir vil gesait,  
 die weil ich bei der welt was,  
 ê ich der klösen regel las.“ (22. 23 fg.)

Zum Theil mit Suchenwirt's eigenen Worten, sagt wahr und treffend ein gleichzeitiger Dichter, Hugo von Montfort, (in Adelung's altdeutschen Gedichten in Rom, II., pag. 216) :

„Dâzuo gehœrt der Suochenwiert,  
 der oft mit red so nâhen schiert,  
 man mœcht ez greifen mit der hant.  
 er ist in manchem lant bekant :  
 drum sag ich euch mit einem wort,  
 er ist der beste, den ich gehœrt  
 von got und von den wappen ;  
 dâ treibt er keine grappen,  
 er fangtz mit geblüemten worten an,  
 waz ich laider nicht auch kan.“

---

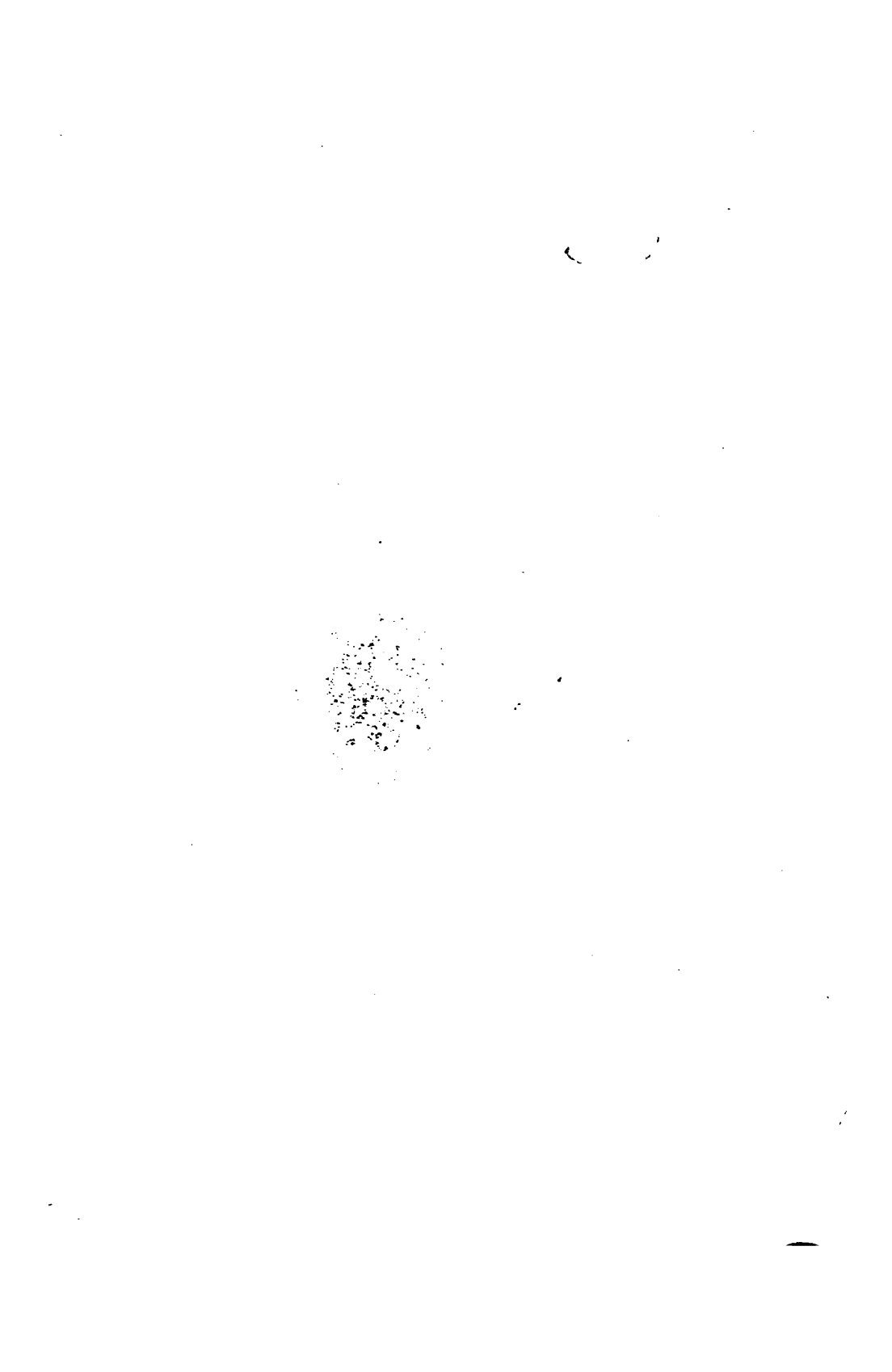
## Berichtigungen.

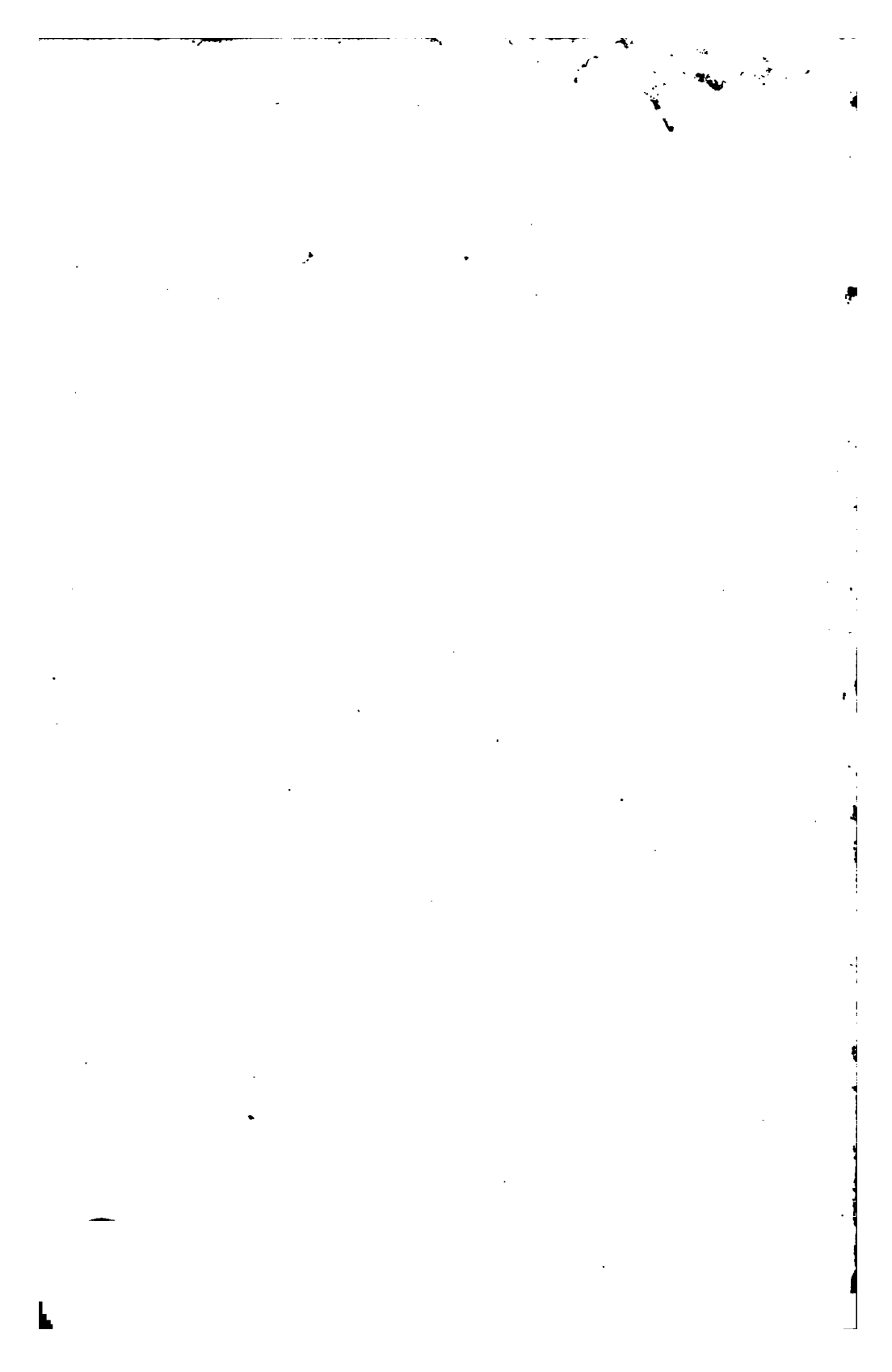
---

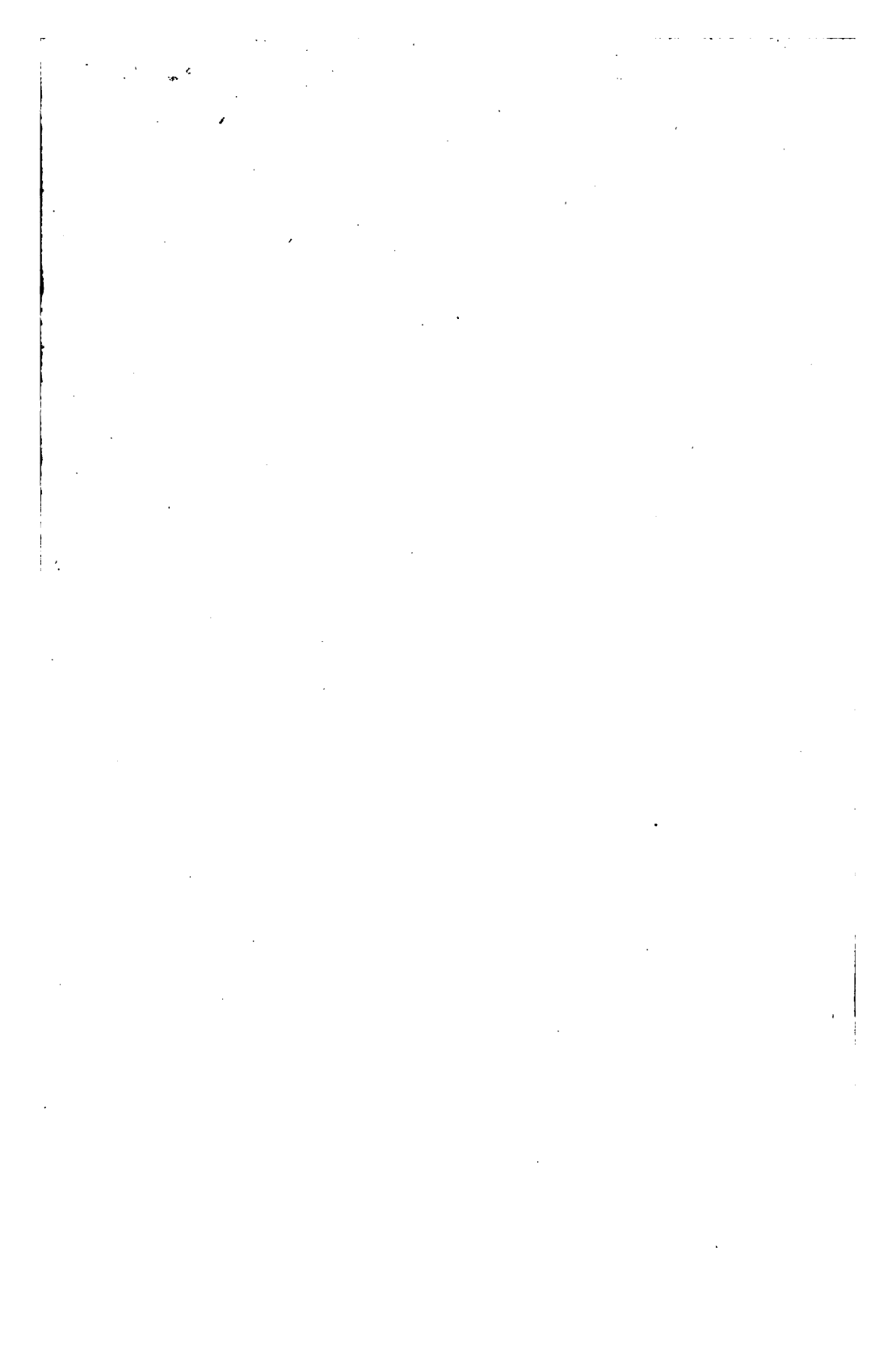
Seite	Zelle	statt	lies
5	4 v. o.	sibensikst	sibenzikst
8	12 v. o.	hohen	hóhen
9	5 v. o.	im	ihm
12	9 v. u.	gewis	gewiss
20	6 v. u.	daz	daz
20	4 v. u.	dass	das
23	16 v. o.	gespárn	gepárn
37	19 v. u.	so	só
37	8 v. u.	So	Só
42	5 v. o.	rôte wunde	rôte munde
48	6 v. u.	an die Wirnt	an die Art des Wirnt
49	19 v. u.	slechten	slechtem
49	18 v. u.	trost	tróst
50	13 v. u.	herzen lieb	herzenlieb.

---











L.B175

S9K7

**Stanford University Libraries  
Stanford, California**

**Return this book on or before date due.**

--	--	--

